

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



Lernort Bauernhof: Möhrenernte am Hofgut Rengoldshausen, 2013.

Foto: Andreas Schur (Bodan)

«Bio» zwischen Kulturleistung und Verordnung.
Interview mit **Onno Poppinga**. Markus Schär / Jakob Weiss

Geht Bio-Regionalwirtschaft mit Grosshändler? Nikola Patzel

Freihandelsverträge, öffentliche Beschaffung und Ernährungssouveränität. Nikolai Fuchs

Worauf wollen wir verzichten? Marcel Hänggi

Beziehungsflechte allerorten. Sonja Korpeter

Mit Globuli im Kuhstall den Antibiotikaeinsatz reduzieren.
Markus Schär

Das Know-how zur regionalen Vertragslandwirtschaft.
Ursina Eichenberger

Wenn eine(r) eine Reise tut... Hofporträt Tannacker.
Christian Gamp

Die Kirche im Dorf lassen! Maria Vogt

Der neue Bioforum-Geschäftsführer. Lukas van Puijenbroek

Zur tieferen Wahrnehmungen der Landwirtschaft. Jakob Weiss

Hand und Fuss. Jakob Alt

Foto: Maria Jakob



Markus Schär. Die Ausstellung «Deposit» des Westschweizer Fotografen Yann Mingard führte mir kürzlich eine Zukunftsgeschichte vor Augen, die mich irritiert hat. Es geht darum, wie unsere säkulare Gesellschaft ihr Erbe und damit auch ihre Zukunft verwaltet. Mingards Fotografien bilden Orte, Räume, Szenen und Utensilien ab, die mit der Speicherung und Manipulation von Leben zu tun haben. Oder besser gesagt, mit jenem Material, woraus Leben entsteht: Pflanzensamen, Eizellen, Spermien, Stammzellen und – Daten.

Wir sehen einen unscheinbaren Stahltank der russischen Firma KrioRus, der irgendwo in einem Vorort von Moskau steht. Sein nicht sichtbarer Inhalt: vier tiefgefrorene menschliche Gehirne und ein tiefgefrorener Hund. Das Geschäft, in dem KrioRus tätig ist, nennt sich Kryokonservation. Der Kunde kann sich sein Gehirn nach dem Tod «frisch» halten lassen, tiefgekühlt in flüssigem Stickstoff. Bis dereinst die Life Sciences soweit sein werden, dass es wieder in Betrieb genommen werden kann – eingepflanzt in einen **«neu gewachsenen oder zur Gänze künstlichen Körper»**, wie es bei KrioRus heisst.

Ein anderes Foto, modernes Stillleben: Bananenkeimling im zugepfropften Reagenzglas an der Katholischen Universität Leuven in Belgien. Die in vitro herangezogenen Bananenkulturen werden im Labor konserviert. Ihr Zweck ist der biologische Störfall, und dieser könnte schon bald vor der Tür stehen, denn ein fungizidresistenter Pilz bedroht gegenwärtig die weltweit wirtschaftlich bedeutendste Bananensorte Cavendish. **Einheitssorten machen unser Versorgungssystem anfällig.**

Mingard zeigt weiter den Eingang zum Saatgut-Tresor des Svalbard Global Seed Vault. Hier, auf der arktischen Inselgruppe Spitz-

bergen in Norwegen, lagern kriegs- und katastrophensicher rund 4,5 Millionen Samenproben von Nutzpflanzen aus aller Welt. Quasi als **«Back-up»** für den Fall, dass sie dereinst gebraucht werden, um bei fortschreitender Klimaerwärmung und **Artenverlust in der Landwirtschaft** die Ernährung der Menschheit zu sichern. Am Global Crop Diversity Trust, der das Projekt betreibt, beteiligen sich nebst Regierungen auch private Stiftungen (Gates, Rockefeller) und Konzerne (Syngenta, Du-Pont/Pioneer Hi-Bred).

Oder wir sehen den menschenleeren Hauptraum von Mount10, auch bekannt als «Schweizer Fort Knox». Übermenschengrosse Server stehen Spalier. Sie befinden sich in einem ehemaligen Armeebunker bei Saanen-Gstaad, in dem das Privatunternehmen SIAG ein Datensicherheitszentrum betreibt. Die Kunden sind multinationale Konzerne, Banken, Regierungen und Privatpersonen, die ihre «heiklen» Daten vor Hackern, Systeminfarkten, menschlichem Versagen und vor dem Zugriff durch Justizbehörden schützen lassen.

Das Abenteuer unserer Gesellschaft mit der Kommunikationstechnologie im Verbund mit der modernen Biotechnologie hat uns eine **unheimliche Macht erschlossen, um unser Erbe als Rohstoff zu nutzen, aus dem wir die Zukunft designen möchten.** Das genetische Zeitalter hat das «Leben» zu einer Frage von Codes und Informationen gemacht. Alles dreht sich um Daten; sie bilden quasi die DNA unserer Informationsgesellschaft. Mingards Bilder aus den Labors, Instituten und Bunkern lassen das Programm eines weltumspannenden Unterfangens erahnen, das sich um Biotechnologie und Menschendesign, Machbarkeitswahn und Unsterblichkeit, Saatgutkontrolle und Genpatentierung dreht. Das ist weder

Science Fiction noch Verschwörung, sondern ein Teil der Gegenwart, der die Zukunft vor-spürt – zum Teil irreversibel. **«Wissen wir, was wir da tun?»**, fragt deshalb der Journalist Daniel Di Falco. Und zuerst noch: «Wissen wir eigentlich, dass wir es tun?» – Embryotransfer, CMS-Technik¹, Hors-sol-Anbau, mehlaure-sistenter Gentech-Weizen im Freilandver-such...

Wir vom Bioforum wünschen uns eine Zukunft, die sich in anderen Kategorien abspielt. «Unsere Zukunft» stellt sich ethischen Fragen und orientiert sich an «bäuerlicher» Nachhaltigkeit: **nicht «verbrauchen», sondern in umweltverträglichen Kreisläufen nutzen; nicht Monokultur, sondern Vielfalt kultivieren; nicht rivalisieren, sondern kooperativ handeln.** Einer solchen Zukunft versuchen wir den Boden zu bestellen. In dieser Ausgabe von «Kultur und Politik» zum Beispiel mit Berichten über alternative Ansätze zum Vorherrschenden: der Pilotlehrgang GemüsegärtnerIn für regionale Vertragslandwirtschaft wird vorgestellt, das komplementärmedizinische Tierheilangebot Kometian beschrieben und der Biohof Tannacker mit biovegane-r Landwirtschaft porträtiert. Solche Projekte verkörpern den Versuch, etwas «anders» – menschen- und tiergerechter oder (um)weltverträglicher – zu machen.

Wir haben keinen Masterplan für die Menschheit und den Planeten, aber ein menschliches Orientierungsvermögen, eine mentale Karte und eigene Füsse. Und wir diskutieren auf der Zukunftswanderung gerne mit Leuten, die an ähnlichen Landschaften Gefallen finden. Es sind Menschen, die nicht damit einverstanden sind, dass «Leben» auf eine Angelegenheit von Nullen und Einsen oder auf Kombinationen von A, T, G und C reduziert wird.² ●

¹ CMS steht für cytoplasmatische männliche Sterilität. Diese Technik wird in der Pflanzenzüchtung und Saatgutproduktion zur erleichterten Gewinnung von Hybrid-Saatgut eingesetzt. (Aus: Wikipedia)

² Digitale Signale sind üblicherweise als Binärzahlen kodiert, bestehend aus einer Abfolge von Nullen und Einsen. Mit A, T, G und C werden die organischen Basen Adenin, Thymin, Guanin und Cytosin abgekürzt, aus denen sich die Nukleinsäuren der DNA zusammensetzen.

Das Bioforum Schweiz hat eine **neue Website** unter alter Adresse: www.bioforumschweiz.ch. Hier erfahren Sie mehr über die Hintergründe des Bioforums.

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**
Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.
Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg.
 IBAN DE56 6305 0000 0000 0832 54, BIC-Code SOLADES1ULM

«Bio» zwischen Kulturleistung und Verordnung

In der Fortsetzung des schriftlichen Interviews aus K+P 1/14 spricht Onno Poppinga, emeritierter Professor für Landnutzung und regionale Agrarpolitik, über die Tendenzen zur Konventionalisierung und zur Verwissenschaftlichung des Biolandbaus.

Markus Schär und Jakob Weiss für K+P: *Herr Poppinga, Sie haben vorgeschlagen, über die Themen Konventionalisierung und Verwissenschaftlichung des Biolandbaus zu sprechen. Was verstehen Sie darunter?*

Unter «Verwissenschaftlichung» verstehe ich nicht, dass Ergebnisse aus wissenschaftlichen Tätigkeiten Eingang in die Praxis finden. Ich verstehe darunter, dass die Ansichten von WissenschaftlerInnen über das, was ökologische Landwirtschaft ist bzw. sein sollte, einen immer stärkeren Einfluss erlangt haben. Zur Erinnerung: Die Entstehung der ökologischen Landwirtschaft ist vor allem anderen eine eigenständige kulturelle Leistung von Bauern und Bäuerinnen, von GärtnerInnen und Gärtnerinnen. Sie wurden unterstützt von sehr wenigen Personen aus der Wissenschaft und von zahlreichen VerbraucherInnen.

Ich habe von 1965 bis 1970 an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim Landwirtschaft studiert – von ökologischer Landwirtschaft erfuhren wir nichts. Es war auch allgemein nicht von ökologischer, sondern von alternativer Landwirtschaft die Rede. Die Studierenden, die sich in den Folgejahren immer stärker für diese Form der Landwirtschaft interessierten, die davon etwa lernen wollten, organisierten Gastvorträge, in denen bekannte Praktiker an der Hochschule Vorträge hielten. Darüber wurde Druck aufgebaut, der an einigen Hoch- und Fachschulen zur Einrichtung von Stellen für ökologisch ausgerichtete Wissenschaftler führte. **«Alternativer Landbau – das war im Verständnis der Bauern etwas betont Eigenständiges, nicht nur auf dem Acker und im Stall, sondern auch in den Köpfen, im intellektuellen Zugang zu Landbewirtschaftung, Tierhaltung, Technik und zum Wirtschaften.** Als Mitte der 1980er-Jahre die für die Bundesrepublik Deutschland erste einschlägige Professur eingerichtet wurde, war ihre Bezeichnung deshalb durchaus folgerichtig «Alternativer Landbau». Legendär sind die Auseinandersetzungen, die diese ersten Ökoagrarwissenschaftler mit ihren Kollegen, mit den Fachverbänden, auf Tagungen führten.

Hier hat es starke Veränderungen gegeben: Die Zahl der Ökoagrarwissenschaftler und die ihnen zur Verfügung stehenden Forschungsmittel haben stark zugenommen. Die Ökoagrarwissenschaftler haben sich fachlich in der «Wissenschaftsgemeinde» etabliert – ein Verständnis von alternativem Arbeiten in Lehre und Forschung ist dagegen eher selten geworden, allerdings gibt es das durchaus noch. Noch seltener geworden sind Bemühungen, die Erkenntnisse und die Erfahrungen, die von den ökologisch wirtschaftenden Betrieben gemacht werden, als gleichberechtigt in den Wissenschaftsprozess einzubeziehen. Besonders leicht ist das an den «Wissenschaftstagungen» zu sehen – viele Wissenschaftler, so gut wie keine Praktiker.

Das grosse Problem an dieser Auseinanderentwicklung nun ist, dass die HochschulabsolventInnen nach ihrer Ausbildung häufig wichtige Aufgaben wahrnehmen: im Verbandswesen, als Berater, als Verfasserinnen von Beiträgen in den Zeitschriften. Sie hatten als Folge des «Bologna-Prozesses» kaum noch eine Möglichkeit, als Vorbereitung oder parallel zum Studium Zugang zu den Kenntnissen, Erfahrungen und Methoden der Menschen auf den Ökobetrieben zu finden. Eine «Annäherung» ist nicht vorgesehen und wird nicht organisiert. Ein alter Freund und Bioland-Landwirt fasste das Ergebnis kurz und bündig in dem Satz zusammen: **«Meinungsbildung in der Ökolandwirtschaft – das machen jetzt die Ingenieure.»** Das ist überspitzt, weist aber deutlich auf das Problem hin: Etwas, das zusammengehört, hat sich auseinandergelöst. Die Folgen sind ein «top down»-Denken, auch eine Geringschätzung von Praxis.

Was lief schief, nachdem an den Hochschulen die Alternative Eingang ins Etablierte gefunden hatte?

«Hochschule ist Hochschule» – mit sehr eigenständigen Strukturen. Die Hochschule fordert die Einhaltung ihrer Konventionen und Regeln, auch von den jungen Ökowissenschaftlern. Wie damit umgehen? Auch der Erfolg der

Ökoagrarwissenschaften veränderte manches. Die Zahl der Stellen nahm zu, der Zusammenhang mit der Ökobewegung wurde geringer. **Man konnte jetzt auch Karriere machen, ohne im sozialen Verbund mit den «Ökos» zu sein.** Die «Bologna-Reformen» taten ein Übriges. Die Reputation der Wissenschaftler hatte sich nun verstärkt an den eingeworbenen Finanzmitteln und der Veröffentlichung ihrer Arbeitsergebnisse in «referierten Zeitschriften mit hohem Impact-Faktor» auszurichten. Praktika oder berufspraktische Studien wurden stark reduziert oder gleich ganz abgeschafft; die Verkürzung des Studiums, die Einzwängung in Module und ständige Prüfungen machten es für die Studierenden schwer, über den Tellerrand der Hochschule hinauszuschauen. Es fand nicht mehr so recht zusammen, was zusammengehört.

Wie verlief die Entwicklung aufseiten der BiobäuerInnen?

Die Meinungsbildung bei den ÖkobäuerInnen hat sich ab den 1990er-Jahren stark verändert. Bis dahin gab es eine enge Verflechtung zwischen den älteren Biobetrieben und den neu dazu kommenden; die älteren hatten die Rolle des Mentoren, die den Umstellenden bei der praktischen Neuausrichtung des Betriebes wie beim theoretischen Verständnis von Ökolandwirtschaft halfen. **Mit der EU-Bioverordnung übernahm plötzlich die EU die Definitionsmacht: Nicht mehr BiobäuerInnen, sondern die staatlichen Behörden entscheiden, was «Bio» sei und was nicht.** Natürlich gab und gibt es bei den Ökoverbänden weiterhin eine eigenständige Meinungsbildung, z. B. in den Richtlinienkommissionen. Aber sie wurde eingeschränkt durch die Frage: «Was ist bei uns anders als von der EU vorgegeben?» Die schnelle Ausdehnung der Zahl der Biobetriebe tat ein Übriges; «Mund-zu-Mund-Beatmung» in der alten Form ging nicht mehr, auch wenn das Lernen über erfolgreiches Vorgehen von anderen Betrieben bis heute eine sehr wichtige Rolle spielt.

Ein Rechtsstaat, der «Bio» anerkennt und fördert, muss den Begriff in einer Verordnung

definieren und die Befolgung seiner Kriterien überprüfen. Dazu bedarf es Behörden, Bio-kontrollstellen und Ökoberater. Für all das mussten schnell MitarbeiterInnen eingestellt werden. Eine Debatte darüber, wie das Ganze unter Einbeziehung der Meinungsbildung bei den BiobäuerInnen organisiert werden könnte, fand kaum statt. Es entwickelten sich eigenständige Strukturen mit unterschiedlichen Selbstverständnissen.

Die positive Version dieser Geschichte geht so, dass «Bio» dank der staatlichen Anerkennung und Förderung sowie aufgrund der institutionalisierten, anwendungsorientierten Forschung und des Einstiegs der Supermärkte und des Grosshandels in die Mitte der Gesellschaft vordringen konnte – und damit eine Breitenwirkung entfacht habe. Zu welchem Preis und mit welchen Konsequenzen für den Biolandbau?

Als mit der Strategie «raus aus der Nische» von der Politik, von VerbandsvertreterInnen, ÖkoagrarwissenschaftlerInnen und grösseren Ökobetrieben begonnen wurde, wurden etwa 3 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche in Deutschland von Ökobetrieben bewirtschaftet; aktuell werden gut 6 % ökologisch bewirtschaftet. In der Breite also auf den ersten Blick ein Erfolg. Allerdings: Die biologisch-dynamische Landwirtschaft, die viele der Anpassungsschritte an die «Erfordernisse der Märkte» nicht (oder sehr viel behutsamer) mitmachte, hat sich in diesem Zeitraum ebenfalls

kräftig ausdehnen können. **Letztlich ist die Frage nach dem Erfolg von «raus aus der Nische» eine Spekulation, weil wir nicht wissen, wie sich die Ökolandwirtschaft bei einer stärkeren Beibehaltung ihrer früheren Ansätze entwickelt hätte.** Keine Spekulation dagegen ist die Wahrnehmung, dass sich ein grösserer Anteil der landwirtschaftlichen Ökobetriebe und der Vermarktungsbetriebe im Bio-sektor «angepasst» haben. Seit gut zehn Jahren wird unter dem Stichwort «Konventionalisierung» debattiert, in wieweit die ökologische Landwirtschaft Momente ihres eigenständigen Ansatzes aufgegeben und sich auf Merkmale der konventionellen Landwirtschaft eingelassen hat.

Beispielsweise bei der Abschwächung des für die Entstehungszeit der Ökolandwirtschaft zentralen Konzepts des «Betriebs als Organismus» bzw. der «Einheit von Boden, Pflanze und Tier». Die Spitze des Eisbergs sind in Deutschland aktuell die agrarindustriellen Unternehmen in der «Bio»-Geflügelhaltung (so gut wie kein eigenes Land; Zukauf der Futtermittel und Abgabe der Exkrememente haarscharf entlang der Richtlinien; unternehmerisch eingebunden in konventionelle Strukturen der Massentierhaltung). Solche Betriebe laufen nicht nur unter EU-Bio, es sind zum Teil auch Verbandsbetriebe. Nach den bekannt gewordenen Skandalen beginnen sich selbst solche Verbandsvertreter davon zu distanzieren, denen es bislang gar nicht schnell genug mit der «An-

passung an die Erfordernisse des Marktes» gehen konnte; sie reden dann gerne von «bäuerlichen Strukturen», die es zu beachten gelte. Doch die Veränderungen reichen viel tiefer. **Längst sind beispielsweise viehlose bzw. vieharme Ökobetriebe eine Normalität geworden** (ausser bei Demeter). Einzelbetrieblich gibt es dafür nachvollziehbare Gründe, von der Arbeitsüberlastung bis zur persönlichen Neigung (nicht jeder mag sich wegen der Tiere dauernd an seinem Betrieb «anbinden»). Gleichwohl werden so aus vergleichsweise stabilen Betrieben empfindliche Betriebe. Damit meine ich nicht nur die ökologische Seite. Die Kreislaufvorstellung sollte ja auch ökonomischen Aspekten «ihren Platz» zuweisen; nach der Spezialisierung auf «viehlos» kann es da zu erheblichen Verschiebungen kommen.

Woher kommt der betriebswirtschaftliche Impuls für diese Verschiebungen, die zu Brüchen im biolandwirtschaftlichen Kreislaufprinzip führten?

Vermutlich spielt für die Konventionalisierung auf den Höfen die Übernahme der Kriterien für Wirtschaftlichkeit aus der konventionellen Landwirtschaft bzw. aus der landwirtschaftlichen Betriebslehre eine sehr grosse Rolle (Deckungsbeiträge; Vollkostenrechnung).

Wurden in früheren Varianten der Deckungsbeitragsrechnung Anforderungen der landwirtschaftlichen Ökologie immerhin noch als Bedingungen behandelt, die



Der Twenty-four-seven-Melker bedient bestimmt auch Biokühe; misst die Milch nach Menge, Temperatur, Fett- und Proteingehalt aus jeder Zitze; spürt allfällige Krankheitserreger auf und registriert das Gewicht der Kuh...

Foto: Marcia O'Connor auf Flickr



...Die Mensch-Tier-Beziehung (im Bild: Rena und Ivana) kann der Roboter aber nicht ersetzen. Diese ist wichtig für das soziale Klima in der Herde und die Stressvermeidung beim Kontakt mit Menschen.

Foto: Manuela Schmid

eingehalten werden mussten, so ist bei den aktuellen Formen alles auf den Geldmassstab reduziert. Bei der heutigen «Vollkostenrechnung», wie sie auch in der Ökoberatung benutzt wird, werden auf der Seite der Einnahmen die sehr gewichtigen staatlichen Direktzahlungen nicht berücksichtigt, andererseits werden bei der Kostenbetrachtung sogenannte «kalkulatorische Kosten» (Zinsanspruch für das Land in Eigentum, für das eigene Kapital, für die ursprünglich kostenlos zugeteilte Milchquote) so behandelt, als ob es reale Kosten wären. Es findet also eine Vermischung von Erfolgsrechnung und Planungsrechnung statt. Die Folge ist ein sehr verzerrter Blick auf die Wirtschaftlichkeit, denn so gut wie alles wird nach dieser Berechnungsweise negativ, was als Aufforderung der Beratung zu grossen Anpassungsschritten wirkt: jetzt richtig gross investieren oder bisher integrierte Betriebszweige aus Kostengründen ganz einstellen oder den Betrieb ganz aufgeben.

Was bedeutet die Konventionalisierung von «Bio» bezüglich der Qualität der Lebensmittel, beispielsweise bei der Milch?

Bestandteil der Entstehung der Ökolandwirtschaft war eine intensive Erforschung dazu, was die Qualität der Milch ausmacht, z. B. gutes Futter für die Tiere, Frische der Milch, achtsame Verarbeitung. Weiterverarbeitung und Weitervermarktung von Milch wurde für viele Betriebe ein wichtiges Standbein, wenn hier auch viel Lehrgeld bezahlt werden musste. Es entstand zum Austausch von Erfahrungen der «Verein für handwerkliche Milchverarbeitung». **Heute aber sieht der Alltag so aus: Bio-H-Milch (UHT); homogenisierte Biomilch mit reduziertem Fettgehalt; Biomilch, die schon viele Tage alt ist, die schon viele Wege hinter sich hat, die als – bezüglich Erzeugerbetrieb – anonyme Handelsmarke daherkommt.** Als eine neue «Spitze des Eisbergs» sind die Pläne einer Biomolkerei im Süden Deutschlands zu nennen, die grösseren Biomilchbetrieben einen höheren Milchpreis dadurch ermöglichen möchte, dass man den Milchpreis, den die Betriebe mit einer kleineren Milchviehherde erhalten, absenkt. Natürlich hat auch der staatliche Umgang mit dem Gesichtspunkt Hygiene eine wichtige Rolle beim Verlust von Qualität gespielt, beispielsweise das Verbot der Abgabe von nicht-pasteurisierter Milch an Einrichtungen der Gemeinschaftsverpflegung; oder die massive Behinderung bei der Erzeugung von



Landwirtschaft als Kulturleistung: GärtnerInnen und BäuerInnen züchten mit alten, standortangepassten Sorten und geben das Saatgut günstig weiter – hier am Saatgut-Festival Iphofen 2014. So wird die Sortenvielfalt und die Unabhängigkeit von grossen Saatgut-Unternehmen bewahrt.

Foto: Salatwerkstatt auf Flickr

Vorzugsmilch. Aber wirksam war eben auch das Bestreben, durch Spezialisierung, durch Erhöhung der Milchleistung, durch Eingehen auf die Anforderungen des Lebensmitteleinzelhandels «zeitgemäss» zu werden.

Eine Konventionalisierung hat also in vielen Bereichen und Zusammenhängen stattgefunden. Das ist aber immer noch nur die eine Seite. Ein auch sehr grosser Teil der Ökobetriebe, der mit ihnen kooperierenden Vermarkter und der sich an ihnen orientierenden Verbraucher hält an «Bio» als Alternative fest – und entwickelt den Ansatz weiter. Beispielsweise wieder bei der Milch: die Betonung der Bedeutung der Weide für die Milchviehhaltung und für die Qualität der Milch; die Debatte um die Omega-3-Fettsäuren als Zeichen von Qualität der Milch; die Debatte um eine Milchviehfütterung ohne Kraftfutter; die Ablehnung von importierten Futtermitteln; auch die Arbeiten an einer eigenständigen Rinderzucht einschliesslich der Reaktivierung alter Rassen.

Der Konflikt innerhalb der deutschen Bioszene scheint grundsätzlich zu sein. Muss es zu einem Schisma zwischen den «richtigen/ursprünglichen» und den «marktschlauen/

opportunistischen» VertreterInnen des Ökolandbaus kommen?

Nein, es geht nicht um richtig oder falsch. Die Gesamtzusammenhänge auch derjenigen Menschen, die sich für Ökolandwirtschaft interessieren und sie aktiv betreiben, ändern sich. Manchmal helfen alte Kenntnisse und Erfahrungen zur Orientierung in der Gegenwart, manchmal aber auch nicht. Wenn man die «Marktorientierung» mal als Experiment sehen will, so ist es dennoch nötig, ernsthaft über die Ergebnisse, Motive und Hoffnungen nachzudenken, die am Anfang des biolandbaulichen «Experimentes» standen. Das allein fällt schwer genug, denn mit dem Erfolg kommen die Verlockungen, und je höher man in der Hierarchieleiter steht, um so stärker werden sie. Auch die Versuchungen, sich parteipolitisch einbinden zu lassen, sind gross, wird doch mit Einfluss gewunken. Aber Ökolandwirtschaft ist ja erfreulicherweise eine sehr praktische Aufgabe. «The proof of the pudding is in the eating»¹, lautet ein viel zitiertes englisches Sprichwort. **Wenns nicht mehr schmeckt, muss man neu über das Gericht nachdenken, und das passiert ja auch.** Neu nachdenken, intellektuell; neu nachdenken über das praktische Tun. Und dies möglichst immer parallel. ●

¹ «Man prüft den Pudding, indem man ihn isst.»

Geht Bio-Regionalwirtschaft mit Grosshändler?

Für die breite Bevölkerung sind Grosshändler die unsichtbarsten Akteure der Lebensmittelwirtschaft. Scheinbar sind die Besitzer dieser Lastwagen-Fuhrparks und Grosslagerhallen die «unsichtbaren Hände des Marktes». Doch bei näherem Hinschauen sieht man, wie die Beziehungen der Grosshändler zu Bauern, Supermarktketten und Einzelhändlern auch mitbestimmen, wie sich (Bio-)Regionalwirtschaft entwickelt.

Nikola Patzel. «Was kümmert euch Regionalwirtschaft?», frage ich den Co-Geschäftsführer Sascha Damaschun vom süddeutschen Bio-Lebensmittel-Grosshändler Bodan. **«Ihr müsst doch im nationalen Wettbewerb überleben!» «Eben deshalb», meint der Agrarwissenschaftler, «brauchen wir die regionalen Netzwerke.»**

Deutschland ist das europäische Land mit den brutalsten Preiskämpfen im Nahrungsmittelbereich. In diesem System werden Bio-Lebensmittel grundsätzlich genauso verhandelt wie alle anderen. Viele national agierende Firmen und Filialistennetze versuchen, mit Hilfe ökonomischer Skaleneffekte¹ alle anderen Handelsstrukturen zu Nischenbewohnern zu machen, was zu **oligarchischen Konzentrationen von Handelsmacht** tendiert. «Wir müssen dem ideell und ökonomisch etwas entgegenhalten», meint Damaschun. Deshalb hätten sich im Biobereich zehn nicht landesweit handelnde Grosshändler zum Verbund «Die Regionales» zusammengeschlossen. Sie stellen ihren Kunden, den lokalen Einzelhändlern, die Kampagnen «[ECHT BIO]» und «Regional ist erste Wahl» zur Verfügung. Um wirtschaftlich bestehen zu können, sei aber weit mehr notwendig: Eine multipolar kooperierende Handelsform mit vernetzter Logistik und gegenseitiger Eigentumsbeteiligung, an der sowohl die jeweiligen Mitarbeiter als auch die liefernden Bauernhöfe wirt-



Bodan-Stammlieferanten schenken dem Grosshändler zum 25-Jahr-Jubiläum ein «Familienfoto».

Foto: Sonja Würden

schaftlich beteiligt seien, ist die angestrebte Zukunft. Wie kann das gehen?

Lieferanten: Zusammenarbeit ohne Verträge?

Beispiel Bodensee-Region: Rund 40 Bauernhöfe bilden die regionale Basis des Grosshändlers Bodan. Mit diesen Partnern zusammen macht Bodan jeden Winter eine gemeinsame Anbauplanung für das Folgejahr. Ein Mitarbeiter des Grosshändlers schaut, was im Vorjahr gelaufen ist und macht ein Gesamttableau des Bedarfs an Feld- und Feingemüse. Auf gemeinsamen Sitzungen und in kleineren Gruppen zwischen den Bäuerinnen und Bauern wird dann ausgehandelt, wer was wann in die

Vermarktung bringt und wie das in die jeweiligen Fruchtfolgen passt. **«Die Anbauplanung ist kein Vertrag, sondern ein gemeinsamer Beschluss von Leuten, die sich oft sehen.»** Und das klappt? «Meistens. Unsere Einkäufer fühlen sich oft mehr daran gebunden als die Produzenten, die auch mal spontan etwas anderes anbauen, wenn es gerade reinpasst. Da gab es schon auch Missverständnisse und gefühlte Verbindlichkeitslücken. Man muss im Jahresverlauf immer wieder darüber reden, und inzwischen ist das gut eingespielt.» Auch die Stammlieferanten verkaufen nur etwa die Hälfte ihrer Ernte an Bodan. Die andere Hälfte vertreiben sie über Hofläden, Marktstände oder mit Abo-

Kisten; oder sie liefern es dem nationalen Marktführer Edeka oder einem Regionalfilialisten mit Bio-Sortiment. Das heisst: Die Lieferanten gehen zwar Bindungen ein, sind aber nicht von nur einem Abnehmer wirtschaftlich abhängig.

Viele Höfe sind kurz vor oder nach einem Generationenwechsel. – Was bedeutet das für die Zusammenarbeit? Damaschun zu seinen Erfahrungen: «Bei den «Alten» ist die Art und Weise, miteinander zu arbeiten, sehr stark individuell geprägt. Wenn es eng wird, dann klemmt es auch mal und dann kommen starke Persönlichkeiten und Eigeninteressen raus. Die «Jungen» gehen viel lockerer damit um, stellen die betriebliche Zusammenarbeit nicht so schnell in Frage, tauschen auch sehr kooperativ nach Bedarf ihre Produkte untereinander aus. Ich dachte erst: Das sind alles taffe, produktionsorientierte Leute auf ihren gut organisierten Einzelbetrieben. Aber jetzt sehe ich, dass da ergänzend eine **lebendige soziale Kultur** besteht. Das trägt ungemein.» Im Obstbereich gebe es eine eigene Gruppe von rund zehn Höfen. Die stimmen ebenso untereinander ab, welche Sorten sie pflanzen und wer was an Bodan liefert. Bodan unterstützt die Organisation regelmässiger Gesprächsrunden mit allen Anbaupartnern, die im Wechsel auf den verschiedenen Höfen stattfinden. «Das bildet Vertrauen und auch Verständnis für Entwicklungsnotwendigkeiten der einzelnen Betriebe.» Aus der Lieferanten-

¹ Skaleneffekt: Betriebswirtschaftliches Konzept, wonach der Aufwand pro Produkt oder Handelsgut sinkt, je mehr ein Betrieb davon produziert oder verkauft.

Kerngruppe haben etwa fünfzehn Höfe eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR) gegründet, die mit Kapital als stille Gesellschafter an Bodan beteiligt sind und sich auch im Beirat des Unternehmens engagieren. Das **Ziel der Betriebe** ist aber eine stärkere Form der Beteiligung an der GmbH in Ergänzung mit der Bodan-Mitarbeiter-GbR und anderen Stakeholdern.

Die Kombination von **Regional- und Importware** kann zu Komplikationen im Marktverlauf führen. «Schwierig ist oft der Wechsel zwischen den Saisonphasen: Wann machen wir den Übergang zwischen dem billigen Lauch aus Frankreich und dem teureren regionalen? Wann im Jahr erklären wir unseren Abnehmern, dass wir jetzt nicht mehr den italienischen Broccoli einkaufen, sondern die regionalen Biobauern jetzt ihren ernten müssen, auch wenn der dann im Laden teurer sein muss?» Um das abzufedern, probiert Bodan **Mischkalkulationen** aus, sodass seine Verkaufspreise zugunsten der Regionalstrukturen quersubventioniert werden.

Gibt es regionale Verarbeiter?

Das ist der schwächste Punkt im Gefüge. Mit dem Überlinger Schlachthof, einer ebenfalls regionalen Initiative, gibt es bisher erst wenig Zusammenarbeit. Hier fehlt es an innovativen Bio-Metzgereibetrieben. Die einzige Frischmilch-Molkerei in relativer Nähe ist gegenüber Gentechnahrung recht offen und wurde vor einigen Jahren auch mal verurteilt, weil sie jahrelang «Bodensee-Käse» aus Holland verkauft hatte. Bleiben also zurzeit nur die grossen nationalen Bioverarbeiter als Lieferanten, wovon die nächsten in Freiburg und in Bayern bei Salzburg sind (bei Milch mit Ausnahme von 70 Kühen, deren Rohmilch auf dem Hof in Überlingen abgefüllt wird). Dies führt natürlich zu entsprechendem **Transportauf-**

wand. Nur einfachste Verarbeitungsstufen finden in der Region statt: Kartoffel- und Karottenwaschen (und -polieren) erledigen einige Höfe für sich und die Nachbarn gleich mit. Immerhin gibt es ein paar kleine Käsereien für Kuh- und Ziegenmilch im Hinterland, die sich gut entwickeln. Gewünscht wäre eine Ausweitung der regionalen Verarbeitung, zum Beispiel in Zusammenarbeit mit den sozialtherapeutischen Einrichtungen am Bodensee.

Regio-Grosshändler im Verbund

Dass die Verarbeitung so wenig regional ist und zugleich der Sitz von Bodan in einer Randlage, hat für den Grosshändler eine **«Lange-Wege-hohe-Preise-Logistik»** zur Folge. Die zentral und dicht organisierten Grossverteiler wie Aldi oder das Edeka-Filialnetz sind in der Logistik billiger, was Preisdruck verstärkt. Um diesen Nachteil auszugleichen, arbeitet Bodan an einem **«multipolaren Netzwerk mit regionalen Frischeclustern»**. Zunächst mit der Grosshandelskooperative «Tagwerk» in München und der «Regionalwert AG» in Freiburg. «Unsere Idee ist, diese Initiativen in Süddeutschland als einen Organismus zu denken, ein Netzwerk regionaler Qualitäten, das eine auch ökonomisch schlagkräftige Alternative zum Filialkonzept aufbauen kann. Man muss nicht alles alleine machen. Aber was man macht, muss effizient und herausragend gut sein.» Tiefkühl- und Drogeriewaren könnten auch von einzelnen Partnern im Netzwerk für die anderen organisiert werden, Gemüse sei besser regional und jeweils möglichst nah am Verkaufsgebiet aufgehoben. Aber soll man den Käse zentralisieren und Milch und Joghurt kleinräumig regionalisieren und wie? Das sind Fragen, die ökonomisch und sozial gelöst werden müssen. Bereits im Aufbau ist ein gemeinsamer «Logistikpool» mit Ver-

rechnung dazu, wessen Ware gerade im LKW wessen Grosshändlers mitfährt. «Das Wichtigste bei dieser Zusammenarbeit ist aber, dass wir eine **soziokulturelle Nähe** zueinander aufbauen, und dass wir als Minderheitsbeteiligte Anteile aneinander haben. Das stärkt das Vertrauen und gibt das Gefühl, in der Zusammenarbeit immer auch in die eigene Tasche zu arbeiten, was bei sinkenden Margen Impulse für weitere Integration gibt.» Diese Kooperation solle so gut ausgebaut werden, dass sie richtig trage und neue Entwicklungen ermögliche.

Und die Läden?

Traditionell ist Bodan ein Bioladen-Lieferant, der Filialbetriebe und Einkaufskooperativen von der Belieferung ausgeschlossen hat. Doch an beiden Enden ändern sich die Verhältnisse: In vielen grösseren Städten bilden sich «Lokal-Filialisten», die Einkaufsvorteile mit lokaler Verankerung kombinieren, die aber von bundesweit operierenden Filialisten zunehmend unter Druck gesetzt und teilweise übernommen werden. Vielleicht ist es nicht mehr angemessen, solche Läden nicht zu beliefern? Auf der anderen Seite gebe es eine **Renaissance der Ge-**

meinschaftslandwirtschaft, darin zeigten sich soziale Grundbedürfnisse der Menschen. «Die Leute machen das, weil es ihnen Spass macht, es ihnen emotional gut tut. Aber was das für Handelsstrukturen der Zukunft bedeutet, wissen wir noch nicht. Noch sind es ja erst punktuelle Initiativen. Aber dass das noch nicht mengenrelevant ist, heisst ja nicht, dass es nicht für die zukünftige Agrar- und Ernährungskultur wichtig ist. Uns aber halten viele Akteure schon eher für «Bio-Konvis», also für Konventionelle, die ihnen fremd und rein ökonomisch orientiert erscheinen.»

Damaschuns Wunsch ist: «Wir wünschen uns von unseren Endkunden, dass sie unsere Beziehungs- und Kulturarbeit mit einer **Verbindlichkeit in der Abnahme** honorieren, weil sie nicht nur die Ware kaufen, sondern auch die Motive und soziokulturellen Bedingungen. Dass sie sich nicht nur für den Bioladen entscheiden, sondern auch für die Landwirtschafts- und Handelskultur. Eine solidarische regionale Landwirtschaft und ergänzend dahinter den grossen Pool des Lebensmittelhandels, der überregionale Waren aus Kooperativen mit demselben Grundgedanken bereitstellt.» ●

Die **BODAN GmbH** ist ein 1997 gegründeter Biogrosshändler mit Sitz in Überlingen am Bodensee. Die Firma beliefert rund **300 selbständige Bioläden und Biosupermärkte** in Süddeutschland, Westösterreich und Südtirol. «Die Schweiz ist für uns zollbedingt zu, das bringt uns in eine logistisch ungünstige Halbkreislage.»

Über 10 000 Artikel sind permanent auf Lager, 3000 bis 4000 weitere werden auf Vorbestellung geliefert. Bodan hat rund **200 Mitarbeiter** mit 160 Vollzeitäquivalenten. Die Lagerfläche beträgt 9000 m², davon die Hälfte gekühlt. Der Umsatz beträgt zurzeit zirka **60 Mio. €/Jahr**, davon über die Hälfte mit Obst, Gemüse und Milchprodukten.

Insgesamt sind 40% zertifiziertes «Verbandsbio», davon die Hälfte Demeter-Ware, und 60% EU-Bio. Etwa ein Drittel des Gesamtumsatzes wird mit Herkünften aus Baden-Württemberg und Bayern gemacht, davon ein Drittel aus der engeren Herkunftsregion von zirka 50 km.

Freihandelsverträge, öffentliche Beschaffung und Ernährungssouveränität

Wie Feuer und Wasser werden Freihandelsabkommen und Ernährungssouveränität oft gesehen: Was Ernährungssouveränität an Lebensqualität und Autonomie schützt, brenne der Freihandel nieder. Oder andersherum: Was Freihandel an Wohlstand ermöglichen sollte, werde durch «Burggräben» auch im Namen der Ernährungssouveränität vereitelt. In diesem sich durch die Schweiz, Europa und grosse Teile der Welt ziehenden Konflikt spielt Nikolai Fuchs, der früher die Landwirtschaftliche Sektion am Goetheanum in Dornach leitete, die Rolle eines «Diplomaten auf Seiten der Ernährungssouveränität». Er weiss, dass überzeugende Diplomatie zur Voraussetzung hat, die Motive der anderen Seite wirklich zu verstehen. (red.)

Nikolai Fuchs. Freihandelsverträge wie die WTO-Beschlüsse von Bali im Dezember 2013, die neuen Verträge der Schweiz mit China oder Indien oder das geplante Freihandelsabkommen (TTIP) zwischen Europa und den USA, haben den Zweck, **Handelsbarrieren** zwischen Ländern abzubauen. Dies sind meist Zölle, aber auch Regulierungen wie Hygieneregeln zur Lebensmittelsicherheit, die die Länder unabhängig voneinander aufgebaut haben und die Handelsströme erschweren können. Freie Handelsströme haben zum Ziel, Waren vom günstigsten Produktionsort zu den Verbrauchsorten zu bringen. Können Bürger günstigere Ware einkaufen, haben sie wirtschaftlich mehr Spielräume, um auch anderen Waren oder Dienstleistungen nachzufragen, was das Wirtschaftswachstum ankurbelt, Arbeitsplätze schafft und den allgemeinen **Wohlstand** mehrt. Diese Sicht überzeugt viele Entscheidungsträger.

Freihandel geht gegen selbstbestimmte Entscheidungen

Eine Politik, die auf Liberalisierung setzt, begegnet nach jedem Bereich, der liberalisiert wurde, neuen, noch nicht liberalisierten Bereichen. Nachdem nun zwischen vielen Ländern die Zölle weitestgehend abgebaut und auch Regulierungen vermehrt angeglichen wurden, tritt nun zunehmend der noch geschützte Bereich des **öffentlichen Beschaffungswesens** ins Blickfeld. Das klingt langweilig, ist aber zentral für gemeinschaftliche Selbstbestimmung. Das öffentliche Beschaffungswesen umfasst alle Aufträge, die von öffentlichen Körperschaften vergeben werden – vom Bau von Nationalstrassen und des Gotthardtunnels zur Beschaffung von kantonalen Schulmaterialien und Lebensmitteln für Küchen in

städtischen Spitälern und Dorfkindergärten. Je nach Land kann das öffentliche Beschaffungswesen bis zu 30% der Brutto-Inlandsnachfrage ausmachen. Es geht also um **sehr viele Aufträge**.

Das öffentliche Beschaffungswesen kennt in der Regel bis heute eine gewisse Autonomie der Behörden, um Waren und Dienstleistungen nach eigenen Kriterien ordern zu können. Das ist heute zwar schon wettbewerblich organisiert (d. h. es müssen Vergleichsangebote eingeholt werden) – aber die Nachfrage ist in der Regel auf das Inland und bei Kommunen oft auf die eigene Region konzentriert.

Liberalisierer sehen nun in den Märkten der öffentlichen Beschaffung noch «Optimierungspotenzial», indem diese Märkte der internationalen Konkurrenz geöffnet werden sollen. Auf Ausschreibungen sollen sich auch Anbieter anderer Länder bewerben dürfen. Innerhalb der WTO haben sich bereits 57 Länder, unter ihnen alle 28 EU-Länder, zu einer

Gruppe zusammengeschlossen, die die öffentlichen Beschaffungsmärkte liberalisieren wollen. Aber auch in vielen bilateralen Verträgen tauchen zunehmend Forderungen nach der Liberalisierung öffentlicher Beschaffungsmärkte auf, wobei die EU ein starker Treiber ist. Denn **liberalisierte öffentliche Beschaffungsmärkte können einer exportorientierten Industrie lukrative Märkte eröffnen**. Das bringe wiederum «Arbeit und Wachstum», also die Zauberformel zum Wiedergewähltwerden.

Was ökonomisch Sinn zu machen scheint, stösst jedoch auf Widerstand in der Zivilgesellschaft. Liberalisierte und mehr wettbewerblich organisierte Märkte bringen oftmals tatsächlich Kostenvorteile für Einkäufer, indem günstigere Ware auf den Markt kommt und möglicherweise verfilzte und sogar manchmal korrupte Wirtschaftsstrukturen durch mehr Transparenz aufgebrochen werden. Auf der anderen Seite erleben Menschen die **Kehrseite** von internationalisierten Märkten: weltweit ein immer gleicheres Angebot, immer weniger «Player», die den Markt dominieren, unpersonliche und anonyme Strukturen, in denen nichts anderes mehr als der Preis zählt, oftmals einhergehend mit tristen Innenstädten mit monokulturell geprägtem landwirtschaftlichem Umfeld. **Alles ist durchökonomisiert, das Persönliche, Verbindliche, Vielfältige tritt immer mehr zurück**. Das klassische Beispiel dafür ist die Schulküche, die nicht mehr auf regionales Angebot der Höfe im Umkreis zurückgreifen darf, da ein internationaler Anbieter günstiger offeriert. Die möglicherweise vertrauensvollen Strukturen zwischen Anbieter und Abnehmer, die auch einige Flexibilitäten beinhalten («ich habe dir heute ein paar Salatköpfe mehr in die Kiste getan»), werden

Nikolai Fuchs (zVg)



Nikolai Fuchs leitet die Nexus Foundation in Genf seit ihrer Gründung 2010. Die **Nexus Foundation** versteht sich unter anderem als eine Denkwerkstatt in Bezug auf Welthandel, Landwirtschaft und Ernährungssicherheit. www.nexus-foundation.net

ausgedünnt bis verunmöglicht. Das erzeugt Widerstand und lässt nach Alternativen Ausschau halten.

Wissenschaft gegen Kultur?

Handelsliberalisierung heisst die Minimierung oder sogar Eliminierung von Hemmnissen für Firmen, alles überall zu handeln. Für Streitfälle in Handelsfragen hat man sich als Urteilsgrundlage auf **«Wissenschaftlichkeit»** geeinigt. Dies wahrscheinlich, um eine allgemein akzeptierte Entscheidungsgrundlage zu haben, aber vielleicht auch, weil es bestimmten Interessengruppen in die Hände spielt. Will ein Land Ware aus bestimmten Gründen nicht in sein Land lassen, muss es heute bei der WTO, aber auch in anderen Handelsverträgen, wissenschaftliche Gründe anführen. Gelingt es einem Land zum Beispiel nicht, wissenschaftlich zu beweisen, dass mithilfe von Gentechnik hergestellte Erzeugnisse gesundheitsschädlich sind oder die Umwelt belasten, so muss es sie über die Grenze lassen – oder Strafzölle entrichten. Da die EU zum Beispiel gentechnisch hergestellte Produkte oder mit Wachstumshormonen behandeltes Fleisch nicht importieren will, muss sie Strafzölle an die USA – die der Hauptstreitpartner in dieser Sache ist – für andere, aus der EU exportierte Produkte nach Amerika zahlen.

Kulturelle Gründe darf man heute für eine Handelsbarriere nicht anführen. Lehnt also ein Land gentechnische Manipulation von Lebewesen aus kulturellen Gründen (z. B. wegen dem in der EU üblichen Vorsorgeprinzip oder wegen grundsätzlichen ethischen Erwägungen) ab, würde das heute vor einem WTO-Schiedsgericht nicht anerkannt. Es ist hier also mehr als eine Frage, **ob das Wissenschaftlichkeitskriterium als heute einzig gültiges Urteilkriterium nicht um kulturelle Gründe ergänzt werden müsste.**

Liberal ist nicht gleich «frei»

Ernährungssouveränität beinhaltet die demokratische Entscheidungsmöglichkeit, wie eine Gemeinschaft sich ernähren will. Dieses Konzept gibt der Gemeinschaft die Möglichkeit, frei zu entscheiden, welche Art der Produkte, welche Erzeugungs- und welche Handelsart für ihr Ernährungssystem zum Zuge kommen sollen. **Diese Souveränität kommt im Liberalisierungskonzept nicht vor.** Die ökonomisch vorteilhafteste Variante soll den Wohlstand garantieren, denn man glaubt, dass alle Menschen danach streben («homo oeconomicus»). In ihrer Freizeit, oder aus Luxusgründen, dürfen



«Die Welt als Uhrwerk». In dieser Vorstellung ist die Erde eine rational-kausale Maschine, der Welthandel Teil des Räderwerks und der Mensch der Creator Mundi (Weltbaumeister). Banner des WTO Public Forum 2009 am WTO-Hauptsitz in Genf. Foto: World Trade Organization auf Flickr

die Menschen ja ruhig regionale oder Bioprodukte kaufen. Aber eben nicht als allgemeine Verabredung, wie beim öffentlichen Beschaffungswesen. Da gilt das – dem ursprünglichen Liberalismus eigentlich wesensfremde – Diktat des preisgünstigsten Angebots.

Die Freiheit zur Auswahl

Ob für das Selbstbestimmungsrecht im öffentliche Beschaffungswesen, für das In-Ansatz-Bringen von kulturellen Unterschieden oder für eine sinnvolle Ernährungssouveränität: der Reflex auf Liberalisierungsbemühungen ist normalerweise der Versuch des Schutzes durch die Verteidigung des Bestehenden. «Protektionismus» ist jedoch aus meiner Sicht nicht die adäquate Antwort auf einen ideologischen Liberalismus. **Die Freiheit – die Souveränität – sollte sich auf die Möglichkeit zur Präferenz konzentrieren.** Menschen und Menschengruppen sollten das Recht haben, die spezifischen Waren oder Dienstleistungen wählen zu dürfen, die sie wünschen. Was es braucht, ist ein transparenter Markt (und damit auch freie Angebote) und ein partizipativer (demokratischer) Entscheidungsprozess. Wenn eine Gemeinschaft von Betroffenen, sei es eine Gemeinde oder eine andere repräsentative und legitime Vertretung, angesichts aller Angebote zu dem Schluss kommt, regionale oder biologische Ware bevorzugen zu wollen, so muss sie das dürfen. Das gilt auch, wenn sie Entscheidungen aufgrund kultureller oder ethischer Überlegungen trifft. «Wohlstand» bzw. «Wohlfahrt» definiert sich nicht nur nach ökonomischen Kriterien. Zur Lebensqualität gehört mehr, und durchaus auch mal «unökonomische» Entscheidungen, wenn anderen

Werten ein grösseres Gewicht zugesprochen wird.

Die Souveränität oder Freiheit bezieht sich meiner Ansicht nach also auf die Entscheidung für etwas, die präferierte Wahl (und damit auch gegen etwas) – aber nicht auf den vorgreifenden Ausschluss von anderen Anbietern. Dieses Vorgehen müsste auch Liberalisierungsförderer überzeugen, da es mit grundsätzlichen liberalen Werten wie der Selbstbestimmung harmoniert. Diese Grundregel der Souveränität sollte in allen Handelsverträgen Berücksichtigung finden, bzw. respektiert werden.

Ernährungssouveränität üben

Nahrung ist ein Gemeingut: Ein knappes Gut von existenzieller Bedeutung, aber mit konkurrierender Nutzung. Die angemessene Verwaltungsart für Gemeingüter ist die Selbstverwaltung durch die Betroffenen, verbunden mit eigenen Kontrollsystemen. In der Biolandwirtschaft ist so eine Selbstverwaltung bereits verankert. Erzeuger, Verarbeiter, manchmal auch Händler und Konsumenten haben sich selber Regeln für den Umgang mit Lebensmitteln gegeben und kontrollieren diese eigentlich auch selber. Dies ist ein Entwicklungsfeld für unser aller Ernährungssystem.

In allen Fällen ist entscheidend, dass Menschen sich zusammenschließen und transparent und partizipativ über ihr Ernährungssystem entscheiden («Food-Citizens»). Dabei wäre auch für die öffentliche Akzeptanz wichtig, dass sich die Entscheidungen auf die positive Wahl und nicht auf einen Ausschluss konzentrieren. Es gälte durchzusetzen, dass solche Entscheidungen respektiert werden – alles andere wäre unliberal. ●

Worauf wollen wir verzichten?¹

Eine echte Wachstumsdebatte kümmert sich nicht um Ausländer, sondern um den eigenen Lebensstil. Ihn müssen wir ändern, wenn wir unsere Umwelt retten wollen.

Marcel Hänggi.² Die Wirtschaft muss wachsen! Über kaum ein Ziel ihrer Politik sind sich die Regierungen der Welt so einig wie über dieses. Dafür gibt es gute Gründe: Ohne Wirtschaftswachstum steigt die Arbeitslosigkeit, kollabieren die Sozialwerke, können die Schulden nicht mehr abbezahlt werden. Während die Wirtschaft wächst, und wachsen müsste sie ohne Ende und exponentiell, wächst aber auch die Umweltbelastung, nehmen Stresserkrankungen zu. Während die Artenvielfalt oder die Musse schrumpft und manches nicht grösser wird: der Planet Erde. Oder die Schweiz.

Wir stecken in einem Dilemma: Die Wirtschaft muss wachsen, um unseren Lebensstandard zu sichern. Aber indem sie das tut, zerstört sie unsere Lebensgrundlage. Deshalb brauchen wir eine Wachstumsdebatte. Präziser: Wir müssen darüber reden, wie wir uns langfristig ohne Wirtschaftswachstum organisieren können. Denn im Dilemma zwischen menschgemachten Systemen wie der Wirtschaft, die Wachstum brauchen, und natürlichen Systemen, die Wachstum nicht vertragen, ist klar, auf welcher Seite Kompromisse möglich sind.

Die Wirtschaft lässt sich anders organisieren, die Natur nicht. Das spüren intuitiv viele Menschen: **«Wer glaubt, unendliches Wachstum in einer endlichen Welt sei möglich», sagte der Ökonom Kenneth Boulding, «ist entweder verrückt oder Wirtschaftswissenschaftler.»** Doch Probleme, die nur gefühlt werden, ohne dass darüber offen gesprochen wird, lassen sich politisch ausschlichten. Je diffuser das Bewusstsein, umso leichter das Spiel. So steht denn in der Schweiz plötzlich ein Wort wie «Dichtestress» zuoberst auf der politischen Agenda, kann plötzlich eine Partei wie die SVP «Masshalten» predigen – und damit Abstimmungen gewinnen.

Es heisst, die Abschottungsinitiative der SVP habe die Wachstumsfrage gestellt, und die

Ecopop-Initiative, über die wir vermutlich im Herbst abstimmen, stelle sie noch einmal. Radikaler, aber mit glaubwürdigerem Absender. Soll man als Wachstumskritiker der SVP und den Ecopop-Initianten also dankbar sein? Im Gegenteil. SVP und Ecopop sabotieren die zaghaften Anfänge einer dringenden Debatte. Seit dem 9. Februar diskutiert die Schweiz ja nicht wirklich über Wachstum, sondern sie streitet darüber, welche Ausländer noch kommen dürfen. Und welche noch kommen sollen, damit wir uns im Schneckenloch nicht in unserem Wohlstand einschränken müssen. Die Ecopop-Initianten möchten ihrerseits die Zuwanderung in die Schweiz noch stärker begrenzen – und gleichzeitig unter den Afrikanern Präservative verteilen, auf dass sie sich nicht mehr vermehren wie die Karnickel.

Wenn in diesen Wochen doch über Wachstum gestritten wird, dann meist in plumper Form. Wie jüngst im Tages-Anzeiger, der zwischen der wachstumsgläubigen «Ehrgeiz-Schweiz» und der wachstumskritischen «Ballenberg-Schweiz» unterschied. Eine progressive Kritik an der Wachstumsgesellschaft geht in dieser Wahrnehmung völlig unter. Aber gibt es das überhaupt, eine progressive Wachstumskritik? Und wovon müsste eine echte Wachstumsdebatte handeln? Auf jeden Fall wäre die Debatte heftig. **Denn das Problem ist dramatisch. Es geht nicht darum, dass wir ein bisschen weniger die Umwelt belasten, ein bisschen weniger Auto fahren, ein bisschen weniger fliegen sollen.**

Es kann nicht alles immer besser werden

Wollen wir einen katastrophalen Klimawandel abwenden (von den anderen Umweltproblemen ganz zu schweigen), müssen wir die Nutzung von Erdöl, Gas und Kohle mittelfristig reduzieren – nicht um 20 oder 30, sondern um 80, 90, 100 Prozent. Öl, Gas und Kohle aber sind die Treiber unserer Wachstumswirtschaft. **Seit es nennenswertes Wirtschaftswachstum**

gibt, basiert es auf dem zunehmenden Verbrauch fossiler Energieträger. Man kann das Problem kleinreden. Entkoppeln wir Wachstum von Ressourcenverbrauch, heisst es dann. Wachstum ohne Mehrverbrauch hat es zwar noch nie gegeben, aber was nicht war, kann ja noch werden. Man muss halt die Technik effizienter machen. Tatsächlich ist das Potenzial von Effizienzsteigerungen angesichts vieler Ineffizienzen gross. Aber Energieeffizienz unterliegt physikalischen Gesetzen: Ihr sind Grenzen gesetzt. Immerwährendes exponentielles Wachstum gibt auch die grösste Effizienzsteigerung nicht her.

Wachsen wir also qualitativ: besser statt mehr konsumieren. Schön und gut. Nur kann nicht alles immer besser werden. Wie könnte Kopfsalat (bei zweiprozentigem Wachstum) in 35 Jahren doppelt, in 70 Jahren viermal so gut sein? Anderes, etwa Pflegearbeit, würde besser, wenn Pflegende mehr Zeit hätten – aber das würde die Arbeitsproduktivität senken und wäre damit das Gegenteil von Wachstum, wie es die meisten Ökonomen verstehen.

Man kommt also nicht drum herum: Eine Politik, die den ökologischen Herausforderungen gerecht werden soll, muss das Weniger thematisieren. **Was wir brauchen, ist nicht mehr Energieeffizienz, sind nicht mehr Solarpanels und Windräder, mehr «umweltfreundliche Autos». Sondern weniger Verbrauch.** Das bedingt eine Politik der sogenannten Suffizienz. Doch dem steht ein Totschlagargument entgegen: «Niemand will verzichten.» Und Verzicht erzwingen, das gehe in einer liberalen Gesellschaft schon gar nicht. Mit Verlaub, das ist Unsinn! Die Gleichsetzung von Suffizienz mit Verzicht und von Wachstum mit Wohlstand ist falsch. «Wirtschaftswachstum» meint eine Steigerung des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Das BIP misst, was gegen Geld umgesetzt wird, aber es ignoriert, was dabei verloren geht. Das ist, als würde ein Unter-

¹ Dieser Artikel wurde zuerst in der Zeitung «Die Zeit» vom 3. April 2014 veröffentlicht.

² Marcel Hänggi ist Journalist und Buchautor. Zuletzt erschien von ihm: *Ausgewortet. Das Ende des Ölzeitalters als Chance.* Rotpunktverlag, Zürich 2011. Sein nächstes Buchprojekt trägt den Titel: *Von Menschen und Dingen. Technikgeschichten für das Anthropozän.*



Freiheit, mobil zu sein, oder Zwang zur Mobilität? Wir erschaffen, was wir eigentlich nicht wollen. Verkehrsknotenpunkt in Los Angeles, 2011.

Foto: Neil Kremer auf Flickr

nehmer einen Rekordgewinn verkünden, ohne in seiner Buchhaltung auszuweisen, dass er das Familiensilber verkauft hat.

Wie wollen wir leben?

Nehmen wir als Beispiel das Auto, die Ikone der Wachstumsgesellschaft. Es habe die Menschen mobiler gemacht, heisst es. Dabei wird übersehen, dass der Verkehr Mobilität ebenso sehr erzwingt wie ermöglicht. Schliesst der Quartierladen, weil er mit den grossen Supermärkten mit ihren Parkplätzen nicht mithalten kann, muss ich weiter weg einkaufen. Das bedeutet mehr Verkehr – aber mobiler werde ich dadurch nicht. Zugleich steht das Auto für eine der grössten Verzichtleistungen moderner Gesellschaften. Man schaue sich alte Fotos an: Da sind die Strassen noch Lebensraum, da wird gespielt, geschwätzt, Handel getrieben. Heute gehört ein Grossteil des öffentlichen Raums dem Auto allein. Kinder wachsen mit motorischen Defiziten auf, Erwachsene leiden an den Folgen von Bewegungsmangel.

Die Wachstumsgesellschaft kennt viele solcher Zwänge, die suffizientes Verhalten erschweren.

Eine intelligente Politik will Suffizienz nicht erzwingen, sondern ermöglichen. Sie will nicht die Effizienz der Automotoren steigern, um mehr Verkehr aus weniger Erdöl herauszupressen, sondern sie erhöht die Effizienz des Systems, indem sie mehr Mobilität mit weniger Verkehr ermöglicht. Was in diesem Fall bedeutet: Sie bringt die Läden zurück zum Wohnort der Kunden, sie befreit den öffentlichen Raum vom Auto und überlässt ihn wieder den Menschen. Auch eine freiheitliche Politik muss Freiheiten einschränken, wenn die Freiheit des einen die des anderen vernichtet.

Eine progressive Wachstumsdebatte müsste also fragen: Worauf können wir verzichten, worauf wollen wir verzichten – und worauf gerade nicht? Sie stellte die politische Urfrage schlechthin: Wie wollen wir leben? Auch das ist zutiefst liberal: **Der Liberalismus entstand aus dem Glauben, dass die Welt nicht sein muss, wie sie ist, sondern dass es Alternativen gibt. Dabei kommt es aus ökologischer Sicht nicht darauf an, wie viele Menschen es gibt, sondern darauf, wie viel die Men-**

schen verbrauchen. An Land, Energie oder Material. Hier muss die Umweltpolitik ansetzen: Sie limitiert den Flächenverbrauch (Raumplanungsgesetz), das Verkehrsvolumen (Alpeninitiative, Städteinitiativen), den Kohlenstoffverbrauch (CO₂-Gesetz), den Energieverbrauch (2000-Watt-Beschlüsse). Mögen diese politischen Entscheide auch viel zu schwach sein (wie das CO₂-Gesetz) oder nicht umgesetzt werden (wie die Alpeninitiative), sie sind im Kern Suffizienzvorlagen. Sie vertragen sich nicht nur mit der liberalen Gesellschaft, sie sind auch mehrheitsfähig.

Wer sich zum Sklaven des BIP-Wachstums macht, verliert seine Freiheit. Und wer Verzicht als Folge von Sachzwängen verfügt, den Menschen das Gefühl gibt, man nehme ihnen etwas weg, ohne dass sie dazu etwas zu sagen hätten, riskiert grosse Verwerfungen. Deshalb brauchen wir dringend eine neue Wachstumsdebatte.

Aber sich abschotten und mit den Fremdenfeinden gemeinsame Sache machen, das hat keine Zukunft. ●

Beziehungsgeflechte allerorten

Von der Pflanzenmykorrhiza bis zu Duftlockstoffen für Insekten und Vögel; vom Kühe verstehen bis zu neuen Bezügen zwischen Höfen und Verbrauchern; und auch in den Ökosystemen von Kaffeebauern in Uruguay und von Reisbauern auf den Philippinen – in allen Lebens- und Landwirtschaftsbereichen geht es immer um Beziehungen, und wie sie gelingen können.

Sonja Korpeter. In Berlin haben sich Anfang März diesen Jahres viele verschiedene Menschen für eine Tagung zum Thema «Das Innovationspotential von Beziehungsnetzen» zusammen gefunden. Die Vielfalt der Themen und die Lebendigkeit des Austausches untereinander waren einzigartig. Ich habe viele neue Beziehungen knüpfen können und gelernt, dass die Fähigkeit, mit anderen in Beziehung zu treten, in allen Bereichen des Lebens von Boden, Pflanze, Tier und Mensch unerlässlich ist.

Pflanzen sind in Beziehung

Beginnen wir bei den Pflanzen. Man spricht immer davon, dass jemand einen «grünen Daumen» hat. Das meint, dass Pflanzen in seiner Obhut gut gedeihen. Doch ist dies nur eine einseitige Beziehung? Der Mensch handelt und die Pflanze reagiert? **Florianna Köchlin** zeigte in ihrem Vortrag, dass Pflanzen auch selber aktiv werden. Apfelbäume sondern beispielsweise, wenn sie von Raupen befallen werden, einen Duftstoff ab, der Meisen anlockt. Diese kommen und vertilgen die Raupen. Eine Kooperation, von der Apfelbaum und Meise profitieren.

Doch es geht noch weiter. Pflanzen scheinen auch aus Erfahrung lernen zu können. Köchlin: «**Pflanzen erinnern sich an vergangene Ereignisse – und vererben diese Erinnerungen sogar an ihren Nachwuchs.** So können Tomaten, die einmal von Raupen angefressen wurden, sich beim zweiten Mal viel besser wehren. Und auch deren Nachkommen wehren sich besser gegen Frassfeinde – sie haben die Erinnerungen an den Raupenangriff von ihren Eltern geerbt.» Dieses Phänomen lässt sich vermutlich über die Epigenetik erklären. Gewisse Gene werden aufgrund veränderter Umweltbedingungen an- oder ausgeschaltet. Köchlin folgerte: «Diese Beispiele zeigen, dass Pflanzen keine passiven Objekte sind, sondern Subjekte in den Beziehungsnetzen ihrer Umwelt.»



Symbiontisches Beziehungsnetzwerk: Wintererbse und Winterroggen im Mischkulturanbau. Foto: Charlotte von Woellwarth

Komplexe Wurzelwelten

Doch was geschieht unter der Erde? Wie versorgt sich die Pflanze mit Wasser und Nährstoffen? Welche Beziehungen geht sie ein? **Andres Wiemken**, emeritierter Professor der Universität Basel, führte uns ein in die Welt der Mikroorganismen. Vor allem die Mykorrhizen spielen eine grosse Rolle in der Unterwelt der Pflanzen. Es sind Pilze, die sich, in einem intakten Boden, kilometerweit in für das menschliche Auge nicht sichtbaren Fäden verbreiten. In der wissenschaftlichen Welt wird dieses unterirdische Netzwerk aus Pflanzenwurzeln und Pilzfäden das WWW, das «Wood Wide Web» genannt.

Die Pilzfäden führen den Pflanzen Wasser und Nährstoffe zu; die Pflanzen beliefern die Pilze mit Kohlenhydraten, zum Beispiel mit Zucker. Wiemken erklärte: «**Der Pilz wächst in die Pflanzenzelle hinein, eine breite gemeinsame Membran entsteht, über die die Stoffe ausgetauscht werden.**» Pflanzen nutzen die Mykorrhizen auch um Nährstoffe und Botenstoffe an andere Pflanzen weiterzugeben. So hat eine Untersuchung gezeigt, dass Flachs neben einer Hirsepflanze besser wuchs. Die Hirse speiste viel Kohlenstoff in das Mykorrhiza-Netzwerk ein, während der Flachs über 80% der Nährstoffe (Stickstoff und Phosphat)

aus dem Pilzgeflecht bezog. Andres Wiemken deutete die Bedeutung für die Landwirtschaft an: «In guten Mischkulturen bilden die Pflanzen unter dem Boden mit dem Mykorrhiza-geflecht eine Art dynamischen Marktplatz, wo jede Pflanze je nach ihren speziellen Fähigkeiten und dem Entwicklungsstand vorübergehend überschüssige Nährstoffe abgeben und gegen solche eintauschen kann, die sie gerade dringend benötigt.»

Schwesternpflanzen

Diese Möglichkeiten hat man früher in der Landwirtschaft viel genutzt. Noch heute sind in Südamerika die «drei Schwestern» populär. **Mais, Bohne und Kürbis** werden zusammen angebaut. Die drei ergänzen sich wunderbar in ihrer Unterschiedlichkeit. Der Mais braucht viel Stickstoff und kann somit von der «Stickstoff-Pflanze» Bohne profitieren. Die Bohne wiederum braucht die Kohlenhydrate, die der Mais liefert, und kann diesen dazu nutzen, um sich nach oben zu ranken. Der Kürbis sorgt für eine gleichmässige Bodenbedeckung und damit für das Halten der Feuchtigkeit im Boden. Das ist wichtig für alle drei Pflanzen und für die Mykorrhizen, die den Stofftransport im Boden erst ermöglichen. Doch auch die Kommunikation mit Tieren ist für Pflanzen oft überlebenswichtig.

Hochkomplexe Ökosysteme

So berichtet Yvette Perfecto, Professorin an der Universität von Michigan, von einem faszinierenden Kooperationsnetz in Bio-Agroforst-Kaffeeplantagen in Uruguay. Ihr zuzuhören, war wie einer Kriminalgeschichte zu lauschen. «Eine Studentin von mir fragte Bauern im Rahmen ihrer Anschlussarbeit, mit welchen Schädlingen sie in ihren Kaffeekulturen Probleme haben. Die Bauern antworteten praktisch alle: «Mit keinen!» und schauten sie verständnislos an.» Irritiert beschloss die Forscherin ihre Frage umzuformulieren: «Welche Schädlinge gibt es in den Kaffeepflanzungen?», fragte sie nun. Und bekam Antworten. Die Bauern

sprachen zum Beispiel von einer Schildlaus, die die Blätter der Kaffeepflanzen anfrisst. Doch es gibt auch einen Käfer in der Kaffeepflanzung, der Schildläuse frisst. **Ist der Schädlingsdruck einer Kaffeepflanze hoch, lockt sie per Duftstoff die Käfer an und wird so ihr «Problem» los.** Allerdings hat der Nützling selber auch starke Feinde: Ameisen, die den Käfer gemeinschaftlich angreifen und fressen. Kommt allerdings eine Fliege angefliegen, erstarren die Ameisen, denn sie wissen, dass die für sie gefährliche Phoridfliege nur Bewegungen wahrnehmen kann – in der Starre sind sie geschützt. In diesen Momenten haben die Käfer die Gelegenheit, ihre Eier in ein Versteck zu legen. Den Larven der Käfer können die Ameisen nichts anhaben, denn sie sind voller klebriger Fäden. So können sich die Nützlinge trotz starker Feinde in der Kaffeepflanzung behaupten und die Schildlaus-Population im Zaum halten; es kommt zu keiner Plage für die Kaffeebauern. Ein hochkomplexes Ökosystem, das an diesem speziellen Standort und mit einer Vielfalt von Pflanzen nach dem Agroforst-Prinzip funktioniert.

Potentiale der Pflanzen für die Zucht nutzen

Auf den Philippinen wurde jahrelang erfolgreich der industrielle Reisanbau implementiert. **Elisabeth Cruzada** von der MASIPAG erzählte: «Immer mehr kleine Bauern hörten auf mit dem Reisanbau. Saatgut, zum Teil gentechnisch verändertes, Pestizide und Düngemittel wurden importiert und waren teuer. Viele Bauern konnten sich das nicht mehr leisten. Und die Ernteresultate liessen nach einer Weile auch zu wünschen übrig. **So begannen die Bauern wieder selber Reissaatgut zu züchten, das an die Bedingungen ihrer Region angepasst ist. Sie beobachteten genau, wie sich welche Pflanzen entwickelten und selektierten entsprechend.**» Inzwischen gibt es wieder 506 Sorten, die allen Bauern frei zugänglich sind. Manche sind salzwasserverträglich, andere halten Trockenheit gut aus oder sind überschwemmungsresistent. Es ist ein lebendiges, partizipatives Züchtungsnetzwerk entstanden. Die Bauern werden bei ihrer Züchtungsarbeit von Trainern und Agrarwissenschaftlern begleitet. «Die Reissorten sind so gut an ihren jeweiligen Standort angepasst, dass sie ohne den Einsatz von Pestiziden und Düngemitteln angebaut werden können. Damit sind sie kostengünstig und umweltgerecht.»

Über das Netzwerk geben die Bauern sich inzwischen auch männliche Zuchttiere, Kompost, Effektive Mikro-Organismen und einfach auch

Erfahrungswerte weiter. Es werden Märkte organisiert und Demos gegen den Import des gentechnisch verändertes Reissaatguts veranstaltet. Und in der Züchtung versucht man bereits die Auswirkungen des Klimawandels mit zu berücksichtigen.

Dem Mais seine Partnerin zurückgeben

Nicht nur in der Ferne besinnt man sich auf traditionelle Landbaumethoden. Das deutsche Saatgutunternehmen KWS, das sich früher nur auf die Entwicklung ertragreicher Sorten in Monokultur konzentriert hat, forscht heute auch in Richtung Mischkultur. KWS macht Versuche mit Kombinationen von Mais und Bohnen. **Walter Schmidt**, der die Untersuchungen leitet, erklärte den neuen Ansatz: **«Es geht nicht mehr um Einzelerträge sondern um den Gesamtertrag auf dem Feld. Hierzu braucht es Pflanzen mit einer hohen Konkurrenzkraft, die von ihren Nachbarn profitieren können, also gute Kooperationspartner im Mykorrhizen-Netz sind und sich von Pflanzen-Nachbarn nicht verdrängen lassen.»** KWS sieht diesen Mischkulturanbau als Chance für Milchviehfutter aus der Region. Gelingt es, Bohnensorten zu züchten, die vom Kuhmagen vertragen werden, dann habe man einen Ersatz für das Import-Soja und könne energiereiches und eiweisshaltiges Futter für

Milchkühe mit wenig Aufwand an Dünger und Herbiziden auf einem Feld anbauen.

Von Gras und Kühen

Doch brauchen Kühe wirklich Kraftfutter? Gleich drei Referenten der Tagung beschäftigten sich leidenschaftlich mit dem Wesen der Kuh. **Anet Spengler-Neff** vom FiBL erklärte aus entwicklungsbiologischer Sicht: **«Schon in der Embryonalentwicklung der Kuh wird deutlich, dass die Verdauungsorgane eine grosse Bedeutung für diese Tierart haben. Sie sind hoch spezialisiert und nehmen viel Raum ein. Die Mägen der Kuh sind nicht wirklich geeignet, um Kraftfutter zu verarbeiten.»** Werde es dennoch in grossen Mengen gefüttert – auch weil die leistungsbe- zogenen Zuchtlinien dies erfordern – habe dies häufig Gesundheits- und Fruchtbarkeitsprobleme der Kühe zur Folge. Die Agrarwissenschaftlerin schlug vor, wieder mehr zur standortgerechten Zucht überzugehen und Kühe artgerecht mit Gras und Heu zu füttern.

Auch **Martin Ott** verfolgt diesen Ansatz. Kühe brauchen für ihre Gesundheit ausserdem die Möglichkeit, gute Beziehungen zu ihren Artgenossinnen zu pflegen. Also ausreichend Platz auf der Wiese und im Stall. Und, so betonte Ott: «Der Bauer greift stark in das Sozial-



Je grösser die oberirdische Vielfalt, desto vernetzter und widerstandsfähiger ist auch das Leben unter der Erde.

Foto: zVg vom Biolandhof Braun



Der «Deal» hier ist Vermehrung gegen Nahrung. Nicht nur Duft und Farbe locken Hummeln zu Blüten, auch ein komplexes Wechselspiel von natürlicher elektrischer Ladung gibt den bestäubenden Insekten Information über die Blüte.

Foto: Charlotte von Woellwarth

gefüge der Kühe ein, indem er die Kälber von der Milchviehherde trennt. Deswegen ist es umso wichtiger, dass er die Kommunikation der Kühe untereinander versteht und selber mit einer bewussten Körpersprache diese Lücke füllt.»

Sepp Braun, Biobauer in der Nähe von München, geht noch einen Schritt weiter, um seine Milchkühe möglichst wesensgerecht zu halten. Er lässt die Kälber grundsätzlich drei Wochen bei der Mutterkuh, dann erst trennt er sie. Die Kuhkälber kommen dann mit zwei weiteren zu einer Ammenkuh, bei der sie bis zum Alter von etwa neun Monaten bleiben. Sechs Wochen sind sie dann als Youngster-Gruppe unterwegs. Anschliessend kommen die abgesetzten Jungtiere in die Milchkuhherde. Sepp Braun hat gute Erfahrungen mit dieser Methode gemacht: «Die Integration der Jungtiere geht meist problemlos. Die anderen Tiere sehen diese knapp einjährigen Rinder als Kinder an, und so kommt es gar nicht erst zu Rankkämpfen. Diese Form der generationenübergreifenden Herdenhaltung hat Auseinandersetzungen und Stress in der Herde stark reduziert.»

Mensch und Boden

Sepp Braun ist überzeugt, dass auch die Fütterung seiner Milchkühe ausschliesslich mit Gras und Heu von seinen wildkräuterreichen

Wiesen zu deren guter Gesundheit und Fruchtbarkeit führt. Doch nicht nur ihrer. Auch die Regenwürmer hätten die Wildkräuter gern und tummeln sich deshalb zu Hauf in seinem Boden. Sie sorgen dafür, dass der Boden gut belüftet ist, machen ihn locker und verteilen die Mykorrhizen weiter. Ähnlich wie bei den Kühen ist es für Sepp Braun entscheidend, den Boden zu beobachten und zu verstehen, was er braucht, um sich gut zu entwickeln. **«Der Humusanteil soll wachsen und die Fähigkeit des Bodens, Wasser und Nährstoffe zu speichern, zunehmen. Darauf schaue ich vor allem, und dann kann der Boden mir gute Erträge schenken.»**

Was kann dem Boden dabei helfen? Pflanzen kombinieren, die unterschiedliche Wurzeln machen: Flach-, Mittel- und Tiefwurzler. Und schauen, dass die Mikroorganismen nicht durch tiefes Pflügen ständig gestört werden. Für eine dauerhafte Bodenbedeckung sorgen und nicht mit zu schweren Maschinen den Boden verdichten. Christian Fischer stellt noch Terra Preta und Effektive Mikroorganismen vor.

Für Sepp Braun ist letzteres kein Weg. Er findet, man müsse mit dem, was am eigenen Standort vorhanden ist, wirtschaften. Er nutzt deshalb Kompost, aus dem Mist seiner Kühe und dem Kohlestaub, der als Endprodukt seiner Holzvergasungsanlage übrig bleibt.

Höfe zurück in die Mitte holen

Manch Bauer geht heute auch neue Beziehungen mit seinen Mitmenschen ein. Nachdem Höfe früher immer auch über die Mithilfe der Dorfbewohner funktionierten, gab es in den letzten Jahrzehnten aufgrund der Mechanisierung und Spezialisierung der Landwirtschaft eine Trennung in Produzent und Konsument. Doch immer mehr Menschen wollen heute wieder wissen, wie und wo ihr Gemüse wächst und auch selber in Kontakt mit der Erde kommen. So entstanden in den letzten Jahren diverse CSA-Höfe (Community Supported Agriculture), Projekte der solidarischen Landwirtschaft oder der regionalen Vertragslandwirtschaft, wie sie in der Schweiz genannt wird. Bauer und Verbraucher begegnen sich auf Augenhöhe und gehen eine direkte, verbindliche Beziehung ein. **Mathias von Mirbach**, der schon seit vielen Jahren bei sich auf dem Hof mit anderen die solidarische Landwirtschaft umsetzt, erläuterte: **«Das Umfeld stellt alles zur Verfügung, was der Hof braucht, und der Hof stellt dann alles zur Verfügung, was auf dem Hof wächst.»**

Konkret bedeutet dies auf dem Kattendorfer Hof bei Hamburg, dass eine monatliche Summe oder ein Jahresbeitrag gezahlt wird, und dann kann sich jeder aus seinem Depot in der Stadt oder aus dem Hofladen das nehmen, was er braucht.

Neue Beziehungen zwischen Stadt und Land

Auch Stadtmenschen wollen in Gärten selber Gemüse anbauen. Überall spriessen Gemeinschaftsgärten aus dem Boden: in Berlin und Basel, in München und Zürich. Was dabei entsteht, geht weit über den Anbau von Gemüse hinaus. Es gibt Begegnung und Austausch, Annäherung über kulturelle und soziale Grenzen hinweg. **Man macht etwas miteinander – den Garten.** Neue Beziehungsnetzwerke entstehen, Talente werden entdeckt und ausgetauscht. Das Selber-Machen gewinnt an Bedeutung. Diese Selbstermächtigung kann dazu führen, dass gesellschaftliche Realitäten in Frage gestellt und Alternativen im Kleinen ausprobiert werden. **Bastiaan Frich** von Urban Agriculture Basel stellte die Vielfalt der in der Stadt Basel spriessenden Projekte vor, die sehr gut miteinander vernetzt sind. Und brachte die Komplexität von Beziehungsnetzwerken einfach auf den Punkt: **«Wir brauchen Lebensmittel, also Dinge zum Essen, um uns zu bekleiden, um zu bauen – damit wir ein beglücktes Leben führen können, auch in der Stadt.»** ●

Mit Globuli im Kuhstall den Antibiotikaeinsatz reduzieren

Die Homöopathie findet bei vielen BäuerInnen Anklang. Mit ihr können Infektionskrankheiten wie eine Euterentzündung öfters geheilt werden. Homöopathisch behandelnde BäuerInnen und TierärztInnen tragen dazu bei, das problematische Ausmass des Antibiotikaeinsatzes in der Landwirtschaft zu entschärfen.

Markus Schär. Gentapen und Miliopen. An diese Namen erinnere ich mich gut. So heissen zwei Antibiotika, die in der Schweiz zur Therapie von Euterentzündungen bei Milchkühen zum Einsatz kommen. Es war im Frühsommer 2012, die Kühe kamen auf die Alp. Acht von 36 Tieren hatten ein rotes Band an einem ihrer Hinterbeine – als optisches Zeichen für den Melker, dass die Milch dieser Kühe antibiotikabelastet war und nicht verkäst werden durfte. Der Alpmeister überreichte mir Antibiotika zur Nachbehandlung. Kein schönes Geschenk zum Beginn des Alpsommers... Tage zuvor war im Talbetrieb die Melkerei aus dem Ruder gelaufen. Ein Erreger namens *Streptococcus uberis* – so stellte das Labor fest – hatte bei vielen Kühen eine akute Euterentzündung hervorgerufen. Von einem solchen Bestandesproblem betroffen sind häufig Herden mit hoher Milchleistung. Leistungszucht geht auf Kosten der Robustheit der Tiere.

Nach der Absetzfrist zeigten einige der behandelten Kühe im Schalmtest immer noch stark an und im Milchfilter waren Fetzen auszu-

machen – Zeichen dafür, dass mit der Antibiotikabehandlung die Entzündung nicht vollends geheilt hatte, die Erreger vermutlich nicht beseitigt werden konnten. Ich behandelte die betroffenen Kühe erneut, diesmal mit dem anderen, «stärkeren» Antibiotikum. Als dieses auch nicht anschlug, war ich frustriert: **all die Milch, die ich ins Gülleloch gekippt hatte – umsonst.** Ich wünschte mir, ich hätte auf Erfahrung mit Homöopathie zurückgreifen können.

«Homöopathie hat immense Wirkung»

Einer, der mit der homöopathischen Behandlung von kranken Kühen Erfahrung hat, ist der Demeter-Bauer Ruedi Burri. Zusammen mit seiner Frau Annika und einem Mitarbeiter bewirtschaftet er in Ueberstorf/FR einen Milchwirtschaftsbetrieb mit Ackerbau. 24 Kühe mit Nachzucht stehen in Burris Stall. Zur Homöopathie kam Ruedi über eine Verletzung eines seiner Augen. Die Schulmedizin half nicht gegen die Entzündung, also suchte er eine Homöopathin auf. Ihr Fachwissen beeindruckte den damals Zwanzigjährigen. Um sich mit

der Gedankenwelt der Homöopathie besser vertraut zu machen, absolvierte Ruedi 2007/08 eine Ausbildung in klassischer Homöopathie an einer anerkannten Fachschule. Anfänglich sei er skeptisch gewesen: Ob die Wirkung der Homöopathie beweisbar sei? Doch eigene Erlebnisse hätten seine Intuition bestärkt: **«Wenn man bei akuten Erkrankungen das richtige Mittel wählt, schlägt seine Wirkung ein wie eine Bombe.»** Allerdings nicht verheerend, sondern in einem guten Sinn.

Als Ruedi zusammen mit Annika 2010 den Hof seiner Eltern übernahm, war für ihn klar, dass die Homöopathie auch im Kuhstall Einzug halten sollte. Sein Vater hatte Euterentzündungen mit Antibiotika behandelt und beim Galtstellen¹ der Kühe waren antibiotische Trockensteller verwendet worden. Mit beidem wollte der junge Betriebsleiter aufhören – aus Überzeugung. Der Verzicht auf Trockensteller führte dazu, dass bei Galtkühen vermehrt Euterentzündungen auftraten. Für Ruedi eine Folge davon, dass die Kühe stark auf Milchleistung gezüchtet worden waren und sich an die

Massentierhaltung und Antibiotikaresistenzen

2012 wurden schweizweit rund **57 Tonnen Antibiotika** für die Veterinärmedizin verkauft. Bei der Massentierhaltung von Masttieren kommen Antibiotika routinemässig zum Einsatz. Zum Beispiel beim Einstallen von **Kälbern im Mastbetrieb**. Die Tiere sind durch den Transport und den Umgebungswechsel gestresst. Sie bringen eine Vielzahl von Erregern aus ihren Herkunftsställen mit und haben noch kein voll funktionsfähiges Immunsystem. Ein krankes Tier darf nicht die ganze Herde anstecken. Also wird prophylaktisch ein Antibiotikum ins Futter gemischt.

Auch grosse **Schweine- und Pouletmastbetriebe** greifen systematisch auf Antibiotika zurück. Haben etwa mehrere Masthähnchen eine Infektionskrankheit, werden oft über das Trinkwasser alle Tiere im Stall mit Antibiotika behandelt. In der **Milchproduktion** ist der

Einsatz von Antibiotika zur Bekämpfung von Euterinfektionen und zum Trockenstellen weit verbreitet.

Antibiotikatherapien im grossen Stil sind problematisch, weil dabei eine **Selektion auf resistente Bakterien** stattfindet. Diese können ihr Resistenz-Gen an krankmachende Keime weitergeben. Antibiotikaresistente Keime befinden sich in der Folge auch auf dem Fleisch der Schlachttiere. Sie werden beim Braten zwar abgetötet. Doch können sie über Hände und Küchenutensilien auf Rohkost übertragen werden und damit in den menschlichen Organismus gelangen.

Gegen **multiresistente Keime** sind sämtliche Antibiotika wirkungslos, womit eine Infektion für Mensch und Tier lebensbedrohlich werden kann.

ms

¹ Kühe werden sechs bis acht Wochen vor dem Abkalbetermin galt- bzw. trockengestellt, d. h. sie werden nicht mehr gemolken. In der Galtphase erholt sich das Eutergewebe von der Laktation (Melkperiode). Da während dieser Zeit allfällige Krankheitskeime im Euter nicht mehr mit der Milch ausgemolken werden, besteht das Risiko, dass es zu einem Infekt im Euter kommt (Galtviertel). Um dieses Risiko zu minimieren, setzen Bauern beim Galtstellen ihrer Kühe oftmals antibiotische Trockensteller ein.



Demeter-Bauer Ruedi Burri behandelt kranke Kühe mit Homöopathie.
(Die Kuh links im Bild ist hornlos, weil sie als Kalb vor der Hofübernahme bzw. vor der Umstellung auf Demeter enthornt wurde.)

Foto: Markus Schär

Behandlungen mit Antibiotika gewöhnt hatten. Die Eutergesundheit wurde zu Ruedis Übungsfeld in Sachen Tierhomöopathie. Er suchte, las, probierte und fand eine Handvoll spezifischer Mittel, mit denen sich entzündete Viertel homöopathisch behandeln liessen – oft mit Erfolg: **«Wenn eine Kuh mit einem akuten, stark geschwollenen Viertel von der Weide in den Stall kommt, und die Schwellung zwei Stunden nach einer Gabe Aconitum quasi wieder verschwunden ist, dann ist das eindrücklich. Und wenn sich dies wiederholen lässt, zeigt dies, dass die Wirkung immens ist.»** In den viereinhalb Jahren seit der Hofübernahme habe er mit der Homöopathie

nur drei Euterentzündungen nicht kurieren können. Zwei davon seien anschliessend mit Antibiotika behandelt worden – allerdings vermutlich zu spät, wie Ruedi selbstkritisch sagt. Auch habe er im Winter einigen Kühen durch das Trockenstellen ohne Antibiotika wahrscheinlich eine etwas gar abrupte Futterumstellung zugemutet – damit sie schnell von der Milch kommen.

Durch den Verzicht auf Antibiotika beim Galtstellen der Kühe sei bei den Kälbern auch der Durchfall verschwunden. Ruedi schloss daraus, dass antibiotische Rückstände des Trockenstellers in der Kolostralmilch² die Verdauung der Kälber negativ beeinträchtigt hatten. Nur

zwei Kälber seien in den letzten viereinhalb Jahren an Durchfall erkrankt. Beide seien mithilfe der Homöopathie wieder gesund geworden. Auch bei Kälbern mit Lungenentzündung habe er mit homöopathischen Mitteln Erfolge erzielt, berichtet Ruedi. Ebenso bei Kühen mit Nachgeburtverhalten³. In beiden Fällen nehmen schulmedizinische TierärztInnen normalerweise eine Antibiotikakur vor.

«Man kann auch zu viel...»

Durch Beobachten, Lektüre und Ausprobieren fand Ruedi jeweils spezifische homöopathische Mittel, auf die seine erkrankten Tiere ansprachen. Aber Achtung: **«Homöopathie kann auch falsch und zu oft eingesetzt werden. Man sollte nicht leichtsinnig nach dem Prinzip «Nützt es nicht, so schadet es nicht» behandeln»**, warnt Ruedi. Ein falsches Mittel könne eine Krankheit blockieren oder unterdrücken. Damit hat der Biobauer im Kuhstall auch Erfahrungen gemacht. Und wenn viele Tiere krank seien, stimme mit den Fütterungs- oder Haltungsbedingungen etwas nicht. Fütterungsbedingte Fehler könne man nicht mit Homöopathie beheben, betont Ruedi. Auch Stoffwechselkrankheiten wie Festliegen⁴ nach der Geburt seien allein homöopathisch kaum zu behandeln. Hier brauche es das «Stoffliche» der Schulmedizin.

Ruedi Burris Fazit zum Globuli-Einsatz im Kuhstall ist überwiegend positiv. Der Antibio-

Das Projekt Kometian

Kometian steht für **«komplementärmedizinisches Tierheilangebot»** und geht auf eine Initiative von **Werner Ammann** aus Ganterschwil SG zurück. Biobauer Ammann hat vor rund 20 Jahren damit begonnen, seine Milchkühe und Muttersauen wenn möglich homöopathisch zu behandeln. Erfolge bestärkten ihn darin, diesen Ansatz weiterzuverfolgen. Er beteiligte sich an einem bäuerlichen Arbeitskreis und besuchte homöopathische Grund- und Weiterbildungskurse. Werner Ammann, der sich der Grenzen der Homöopathie in der Laienanwendung bewusst ist, empfand es als Defizit, dass es kaum homöopathisch praktizierende Tierärzte gibt. Mit dem Ziel, ein **professionelles telefonisches Beratungsangebot für BäuerInnen** bereitzustellen, lancierte er 2010 das Projekt Kometian. Als Trägerin konnte Bio Ostschweiz gewonnen werden. Auch Bio Suisse unterstützte Kometian von Anfang an. An der Projektplanung beteiligten sich neben Werner Ammann die Bäuerinnen **Erika Maurer** und **Pia**

Stadler und der Tierarzt **Andreas Schmidt**. Vom FiBL stiess die Tierärztin **Ariane Mäschli** (siehe Interview auf Seite 17) dazu.

Heute bietet Kometian einen 24/7-Beratungsservice durch mehrere Tierärzte und Tierheilpraktiker an. 199 Betriebe aus 16 Kantonen nahmen diesen bisher in Anspruch. **Qualitätssicherung** wird bei den Projektverantwortlichen gross geschrieben. Glaubwürdigkeit sei das A und O für den Erfolg von Kometian, sagt Werner Ammann. Jede Beratung wird unter Einbezug des Umfeldes (Daten über den Hof, das Tier und die Symptome) dokumentiert. Die Auswertung von mehr als 400 Fallüberprüfungen ergab, dass die Zufriedenheit der um Rat fragenden BäuerInnen in 97% der Fälle gut bis sehr gut war. Die Hauptmotivation der beteiligten BäuerInnen ist die **Reduktion des Antibiotikaeinsatzes** und das **Vermeiden von Absetzfristen**.

Weitere Infos und Anmeldung unter: www.kometian.ch

ms

² Als Kolostralmilch wird die Muttermilch der ersten Tage nach der Geburt bezeichnet. Sie weist eine gegenüber der «normalen» Milch veränderte Zusammensetzung auf, um die Immunabwehr des neugeborenen Kalbes zu unterstützen.

³ Beim Nachgeburtverhalten bleibt der Abgang der Nachgeburt aus, wodurch es zu einer Gebärmutterinfektion kommen kann.

⁴ Beim Festliegen kommt die Kuh nicht mehr auf die Beine. Ursache ist ein Kalziummangel, der durch die plötzliche Umstellung auf die Milchproduktion (=Kalziumentzug) entstehen kann.

Interview mit Ariane Maeschli, Tierärztin am FiBL, Projektverantwortliche von Kometian

Markus Schär für K+P: *Die Heilwirkung der Homöopathie basiere auf einer «geistartigen Kraft», die die Selbstheilung des erkrankten Körpers aktivieren soll. Widerspricht dies nicht der naturwissenschaftlichen Logik?*

Die Wirkungsweise homöopathischer Arzneien ist zur Zeit nicht bekannt. So entstehen Erklärungsversuche, welche auf der **nicht-fassbaren geistigen Ebene** basieren. Die Tatsache, dass eine Wirkungsweise (noch) nicht erklärt werden kann, schliesst jedoch nicht aus, dass sie existiert. Viele heute messbare Phänomene konnten in der Vergangenheit ebenfalls noch nicht erklärt werden.

Gibt es wissenschaftliche Studien, die die Wirksamkeit von Homöopathie jenseits des Placebo-Effekts belegen?

Es gibt einige sehr gute Studien, welche Effekte homöopathischer Mittel belegen. Bei uns am FiBL wurden in Zusammenarbeit mit Dr. Stephan Baumgartner **Studien in homöopathischer Grundlagenforschung** durchgeführt. Vor allem in Experimenten mit vorgeschädigten Wasserlinsen konnten eindeutige Effekte festgestellt werden.

Weshalb gibt es trotz steigender Nachfrage seitens der BäuerInnen nur wenige TierärztInnen, die auch homöopathisch behandeln?

Die Homöopathie wird an den Universitäten nur am Rande erwähnt, die **Ausbildung ist auf die Schulmedizin ausgerichtet**. Für junge TierärztInnen in der Praxis bleibt oft wenig Zeit und Freiraum, sich mit der Homöopathie zu beschäftigen. Die Erfahrung, dass mit Antibiotika oft schnell eine Besserung erreicht wird, lässt möglicherweise manchen Tierarzt davon abhalten, etwas «auszuprobieren», das mehr Zeit und, mangels Erfahrung, ungewisseren Erfolg verspricht. Zudem ist eine komplementärmedizinische Behandlung **nicht «lege artis»**, was beim Misslingen der Therapie ein Haftungsrisiko mit sich bringt.

Läuft die Homöopathie in der Nutztiermedizin nicht dem Zeitgeist der Rationalisierung entgegen? Sie bedingt ja Zeit, Beobachtung und Zuwendung.

Vielleicht liegt genau darin der neue Zukunftstrend? Viele BäuerInnen lernen durch die Homöopathiekurse ihre **Tiere wieder genauer zu beobachten**. Sie erkennen Krankheiten früher und können daher auch früher Massnahmen ergreifen. Dies verringert die Medikamentenkosten und krankheitsbedingte Produktionseinbussen. Studien zeigen, dass eine gute Mensch-Tier-Beziehung für die Tiergesundheit förderlich ist.

tikaverbrauch sei verglichen zu früher deutlich reduziert worden. **«In unserem Stall wird pro Jahr durchschnittlich noch etwa ein Tier mit Antibiotika behandelt»**, berichtet der biodynamische Bauer. Nicht nur die Homöopathie, auch gute Haltungsbedingungen und das Vertrauen auf die Selbstheilungskräfte der Tiere hätten dazu beigetragen.

Antibiotika als Gewissensberuhigung?

Zurück zu meinem Schlamassel mit der Eutergesundheit im Alpsommer 2012: Mir kam plötzlich der Gedanke, ich fixe nur noch Antibiotika, um mein Gewissen zu beruhigen. **Ich sah zwar, dass es nichts brachte – aber etwas musste man ja tun!** Irgendwann beschloss ich, nicht mehr zur Antibiotikaflasche zu greifen. Und beschränkte mich darauf, die erkrankten Viertel morgens und abends nach dem Maschinenmelken von Hand auszumelken. Zusätzlich melkte ich sie mittags noch einmal von Hand aus.

Wenn ich Zeit hatte, vertiefte ich mich in mein Homöopathie-Handbuch. Und begann, die euterkranken Kühe mit Globuli zu behandeln. Nicht, dass ich damit einen durchschlagenden Erfolg erzielt hätte. Aber ich kippte vermutlich weniger Milch weg, stresste das Immunsystem der Kühe nicht mehr sinnlos mit Antibiotika und hörte auf, die Krankheitskeime auf Resistenzen zu «züchten».

Die Wirkungsweise von Homöopathie

Die homöopathische Heilkunde geht zurück auf den deutschen Arzt **Samuel Hahnemann** (1755–1843) und basiert auf dem von ihm formulierten Ähnlichkeitsprinzip: **«Ähnliches soll durch Ähnliches geheilt werden»**. Ein homöopathisches Arzneimittel wird demnach so ausgewählt, dass der ihm zugrunde liegende Wirkstoff bei einem Gesunden ähnliche Symptome hervorrufen könnte, wie der Kranke sie zeigt. Dabei sollen Charakter und Gemütszustand des Patienten berücksichtigt werden.

Bei der Herstellung der homöopathischen Arzneimittel werden die **Grundsubstanzen potenziert**, das heisst, wiederholt mit Wasser oder Ethanol verschüttelt oder mit Milchezucker verrieben. Die Wirkung der Homöopathie basiert gemäss Hahnemann auf der «geistartigen Kraft» einer Grundsubstanz, die sich beim Potenzieren entfacht. Es wird angenommen, dass durch die Energiezufuhr beim Verschütteln oder Verreiben eine Information an das Lösungsmittel abgegeben und bei jedem Potenzierungsschritt verstärkt wird. Diesen Vorgang nennt man **Dynamisierung**. Mit steigender Potenzierung und Dynamisierung wird die Grundsubstanz immer stärker verdünnt, zum Teil soweit, dass sie nicht mehr nachweisbar ist. Dabei nehme die Wirkungsintensität des homöopathischen Mittels zu. Die Homöopathie basiert nicht auf einer direkten Symptombekämpfung, sondern auf der **Aktivierung von Lebenskräften**. Das ähnliche Mittel verstärkt das Leiden anfänglich («Erstverschlechterung»), wodurch ein Heilungsschub ausgelöst wird.

Mit ihren Annahmen widerspricht die Homöopathie vorherrschender **naturwissenschaftlicher Methodik und Theorie** (physikalische Messbarkeit und Modellierbarkeit). Das Ähnlichkeitsprinzip ist streng naturwissenschaftlich nicht haltbar. Auch die Wirkung der Homöopathie konnte empirisch bislang nicht eindeutig bewiesen werden. Was HomöopathInnen als Heilungserfolge verbuchen, schreiben KritikerInnen dem Placebo-Effekt oder der Fürsorge zu, die dem Patienten entgegengebracht wird. Viele Alternativmediziner sehen die Homöopathie nicht als die einzig richtige Heilmethode, sondern als **komplementär** – also die Schulmedizin ergänzend.

ms

Das Know-how zur regionalen Vertragslandwirtschaft

In der Schweiz erlebt die Idee der regionalen Vertragslandwirtschaft (RVL) Aufschwung. Die GemüsegärtnerInnen der RVL-Betriebe mussten sich selbst Wissen und Fähigkeiten erarbeiten, die in der konventionellen Ausbildung nicht vermittelt werden. Nun gibt es einen Pilotlehrgang mit den Schwerpunkten Biolandbau und regionale Vertragslandwirtschaft.

Ursina Eichenberger. Der Beruf der GemüsegärtnerIn ist, wie alle Berufe in der Landwirtschaft, sehr direkt mit Boden und Lebewesen verbunden. Gleichzeitig ist der Gemüsebau ein stark industrialisierter Teil der Schweizer Landwirtschaft. Die Auslagerung von Arbeitsschritten, der Anbau unter Glas und Folie und der Einsatz einer Vielzahl speziell zugeschnittener Hilfsstoffe sichern vielen Betrieben das wirtschaftliche Überleben, soziale und ökologische Aspekte können kaum berücksichtigt werden. Somit überschatten die angestrebte Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit oft andere handlungsleitende Werte: das gute Wirtschaften und Haushalten, Gestaltungsraum und selbstbestimmtes Handeln, eine sinnorientierte Kultur.

Bei meinen Recherchen zum Thema Berufsbildung bin ich auf der Seite des Verbands Schweizer Gemüseproduzenten auf den Videoclip «Berufsbild: Gemüsegärtner» gestossen. Ein junger Mann erzählt von seiner Arbeit auf dem Lehrbetrieb. **Man sieht Marco im Gewächshaus, in der Abpackhalle am Fließband, in**

der Traktorkabine, mit dem Stapler im Lager – Kontakt zum Boden gibt es kaum.

Dieses Berufsbild passt zu einer Landwirtschaft, die sich den Ansprüchen der Supermarktkunden verschrieben hat. Aufgezeigt werden die technischen Möglichkeiten, mit denen das ganze Jahr über Tomaten und grosse Mengen anderer Gemüse zu kleinen Preisen produziert werden können. Marcos Lehrbetrieb bewirtschaftet 10 ha beheizbare Gewächshäuser und baut auf 118 ha Gemüse im Freiland an. Diese Dimensionen finden sich auch im biologischen Anbau. Da ich zu den GärtnerInnen gehöre, die Anfang Mai die Tomaten erst pflanzen, interessiere ich mich dafür, wie junge GemüsegärtnerInnen die Berufsschule im Bezug zu ihrer Arbeit auf einem Biobetrieb sehen. Oder anders herum gefragt: Was wäre wichtig für eine Ausbildung als GemüsegärtnerIn für regionale Vertragslandwirtschaft?

Einseitige konventionelle Ausbildung

Anja Ineichen¹ sieht die Lehre als Gemüsegärtnerin in der gängigen Form als eine zweiseitige Sache. Einerseits konnte sie dank der freien Wahl des Lehrbetriebes selbst mitentscheiden, was sie lernen wollte. Die Berufsschule vermittelte das nötige Grundwissen über Kulturen und den Anbau, auf das sie bis heute zurückgreife. Ein Pluspunkt sei auch die eidgenössische Anerkennung mit dem landwirtschaftlichen Fähigkeitsausweis, der einen berechtigt, einen Betrieb zu führen und Direktzahlungen zu beziehen. Andererseits sei die Ausbildung stark auf Grossbetriebe ausgerichtet: **«In der Berufsschule lernten wir nur die ökonomisch günstigste Produktionsform kennen, d. h. vor allem eine High-Input-Produktion: Maschinen, Folien, Spritzmittel.**

Der Einsatz von Hofdüngern z. B. wurde nur am Rande erwähnt. Stattdessen wurde mit Handelsdüngern gerechnet, weil offenbar kaum ein Gemüsebetrieb in der Schweiz noch Tiere hält. Das Wissen um eine sinnvolle, ökologische Einbettung des Gemüsebaus in die Landwirtschaft oder das Verständnis des Betriebs als Organismus, eine der Leitideen des biologischen Landbaus, musste ich mir in den

CSA*-Kooperationsstelle

In den letzten Jahren sind alleine in der Deutschschweiz rund zehn neue Betriebe der regionalen Vertragslandwirtschaft (RVL) gegründet worden (vgl. www.regionalevertragslandwirtschaft.ch). Die meisten von ihnen sind **selbstverwaltete Genossenschaften**, welche Gemüse anbauen und dieses wöchentlich an ihre Mitglieder verteilen. Alle Beteiligten arbeiten unter professioneller Anleitung im Betrieb mit, übernehmen Verantwortung und bekommen so einen direkten Bezug zur Landwirtschaft.²

Die gemeinschaftsgetragene Landwirtschaft stösst immer wieder auf **grosses Interesse** – sei es bei Medien, Wissenschaftlerinnen, Konsumentengruppen oder Landwirten. Es ist der Betriebsgruppe der regionalen Gartenkooperative ortoloco ein Anliegen, die Idee der lokalen und kooperativen (Land)Wirtschaft zu verbreiten und den vielen Anfragen für Betriebsführungen, Vorträge und Beratungen gerecht zu werden. Deshalb hat sich Anfang 2014 aus ortoloco heraus eine Kooperationsstelle gegründet, welche **den Aufbau weiterer RVL-Initiativen unterstützen** möchte. Zudem ist geplant, das Modell auf weitere Lebensmittel wie Milch und Getreide zu übertragen, die gemeinschaftliche Versorgung zusammen mit Wohnbaugenossenschaften zu konzipieren sowie die politischen Rahmenbedingungen zu verbessern.

Konkret wird die Kooperationsstelle:

- **Unterlagen** zur Gründung von RVL-Betrieben online bereitstellen,
- eine **Vernetzungsplattform** für KonsumentInnen und ProduzentInnen schaffen,
- einen **RVL-Lehrgang** erarbeiten und anbieten (siehe Kasten auf S.19).

Die Kooperationsstelle strebt eine Finanzierung durch Stiftungsgelder an. Zudem besteht die Möglichkeit als Fördermitglied des Vereins Loconomie – für lokales und kooperatives Wirtschaften – die Tätigkeiten der Kooperationsstelle zu unterstützen. Längerfristig ist eine teilweise Finanzierung durch die RVL-Betriebe angedacht.

Für die CSA-Kooperationsstelle: **Lea Egloff** (lea@ortoloco.ch)

* CSA (=community supported agriculture), wird im internationalen Kontext analog zu «regionale Vertragslandwirtschaft» oder «solidarische Landwirtschaft» verwendet.

¹ Anja Ineichen lernte Gemüsegärtnerin auf dem Birsmattehof in Therwil, besuchte die Berufsschule in Wädenswil und studiert zur Zeit Umweltingenieurin.

² Vgl. K+P 3/2011: «Unser Gemüse hat keinen Marktpreis» und K+P 1/2014: «Mit regionaler Vertragslandwirtschaft gegen Food Waste».

Pilotlehrgang GemüsegärtnerIn für regionale Vertragslandwirtschaft

Die CSA-Kooperationsstelle organisiert einen Pilotlehrgang als **Ergänzung zu einer landwirtschaftlichen Ausbildung oder Praxiserfahrung**. Kurs 1 und 4 finden im Raum Zürich statt, Kurs 2 und 3 an der Bioschwand bei Münsingen. Die Teilnehmenden beteiligen sich pro Kurstag mit Fr. 50.- (inkl. Mittagessen). Die Kurse stehen allen Interessierten offen. Kontakt: ursina@ortoloco.ch

CSA-Lehre – Kursaufbau 2015

1) CSA Betriebskonzept, 6. bis 8. Januar 2015

Wir stellen verschiedene Modelle anhand von konkreten Beispielen vor und führen in die Prinzipien ein: Risikoteilung, Selbstverwaltung, Mitarbeit, Verwertung der gesamten Produktion, Finanzplanung, Flächenpauschale, Betriebsbeitrag, usw.

2) Grundlagen Gemüsebau, 9. bis 13. Februar 2015

Wir lernen eine grosse Vielfalt von Gemüsearten kennen, im Freiland und im gedeckten Anbau. Neben Anbautechnik und Kulturmassnahmen spielen die Fruchtfolge, Anbau- und Aboplanung sowie die eigene Setzlingsaufzucht eine wichtige Rolle.

3) Vertiefung Gemüsebau, 16. bis 20. Februar 2015

Erweiterung von Kenntnissen im Bereich Bodenbearbeitung, Kompost, Düngung, Bodenfruchtbarkeit, etc. Fragen der Mechanisierung und der Handarbeit werden praktisch erkundet und diskutiert: Wie erreichen wir eine schonende Bodenbearbeitung? Wie können wir mit nicht-motorisierten Geräten effizient arbeiten? Welche Anbausysteme eignen sich für einen kleinräumigen, diversifizierten Anbau?

4) CSA Vertiefung, 24. und 25. April 2015

Wie können wir das Prinzip auf weitere Bereiche wie Milchprodukte, Getreide, Obst- und Weinbau übertragen? Es werden konkrete Beispiele angeschaut sowie Hofprojekte der Teilnehmenden diskutiert. Dabei werden Fragen zur Agrarpolitik und zum Landwirtschaftsrecht erörtert (Direktzahlungen, Pacht, bäuerliches Bodenrecht, etc.).

Von Mai bis Oktober finden weiterführende **Exkursionen** und **Praxisübungen** statt.

folgenden Jahren selbst zusammensuchen.» Auch Phillip Amstutz³ Resümee der Lehre fällt kritisch aus: «Die Berufsausbildung GemüsegärtnerIn fokussiert auf grossflächigen, mechanisierten Gemüseanbau unter dem Gesichtspunkt der Profitmaximierung. Jede neue Strategie der Agro-Grosskonzerne wird frischfröhlich propagiert, kritische Ansätze sind nicht vorhanden.

Es fehlt die Auseinandersetzung mit Low-Tech-Methoden, Mischkulturen, Humusaufbau, kleinflächigem Anbau, solidarischen Konzepten, Gemüseabos, gemeinschaftlichen Hofstrukturen, alternativen Düngungsvarianten. Wer in diese Richtung Fragen stellt, wird belächelt, als störend betrachtet und ausgegrenzt. Ich habe einen Grossteil meiner gärt-

nerischen Kenntnisse ausserhalb dieser Berufslehre gewonnen.»

Wissen weitergeben

Während der Gemüsebau in der Schweiz zunehmend von spezialisierten Unternehmen und Logistikfirmen geführt wird, die auf saisonal angestellte Arbeitskräfte mit tiefen Löhnen angewiesen sind, sehen andere gerade den **Gemüsebau als prädestiniert für eine direkte Zusammenarbeit mit den KonsumentInnen**. Zu ihnen gehört Anja Ineichen, die die Gartenkooperative ortoloco mitaufgebaut hat: «Die regionale Vertragslandwirtschaft eröffnet ProduzentInnen ganz andere Möglichkeiten des Anbaus. Im kleinräumigen und vielfältigen Anbau rücken vermehrt effi-

ziente Handarbeitstechniken und ausgeklügelte Anbausysteme in den Fokus. Diese können dank der direkten, sicheren Finanzierung durch die KonsumentInnen auch angewendet werden. Es ist wichtig, dass nun, da in der Schweiz immer mehr regionale Vertragslandwirtschaftsprojekte entstehen, dieses Wissen auch weitergegeben und ausgetauscht wird.»

Die regionale Vertragslandwirtschaft ist auf ein breites Wissen und Können angewiesen. Im Zentrum stehen eine diversifizierte Anbauplanung mit bis zu 60 Gemüsearten, **viel Handarbeit** sowie die **Anleitung von GenossenschaftlerInnen**. Diese neuen Formen der gemeinschaftlichen Bewirtschaftung erfordern eine andere Ausbildung. Wir wollen sie mit einem Pilotlehrgang angehen. ●



Die Mitarbeit der KonsumentInnen ist bei vielen RVL-Initiativen ein zentraler Bestandteil. Durch den direkten Bezug steigt die Wertschätzung der Lebensmittel, und für den Betrieb eröffnet dies neue Perspektiven.



Das RVL-Modell ermöglicht es, in regionalen Kreisläufen zu wirtschaften. Die Setzlingsanzucht erfolgt auf den Betrieben und ermöglicht eine grosse Diversität und Autonomie.

Fotos: ortoloco



Bei ortoloco werden über 60 verschiedene Gemüse und Kräuter angebaut, viele davon sind alte Kultursorten. Die Sortenvielfalt auf dem Acker ist gross, der Speisezettel der KonsumentInnen abwechslungsreich.

³ Phillip Amstutz engagiert sich in der Foodcoop Comedor und gärtner und lebt in Zürich.

Wenn eine(r) eine Reise tut...

Besuch auf dem biovegane Knospenhof Tannacker bei Jann Krättli und Nadia Ruchti in Rechthalten im Kanton Fribourg.

Christian Gamp. Als wir in der Redaktionskommission Ideen für ein Hofporträt sammeln, schlug unser neuer Geschäftsführer (siehe Seite 23) einen «interessanten Hof irgendwo im Freiburgischen» vor, der ihm für einen Besuch immer zu weit weg gelegen sei: den Biohof Tannacker – ein biovegane Kleinbetrieb auf 850 m über Meer, zehn Kilometer von Fribourg entfernt. Auf der schlichten, genau und schön geschriebenen Homepage des Hofes ist zu lesen: «Auf den drei Hektaren Land wachsen in bunter Mischung Obst, Gemüse, Beeren, Kräuter, Gewürze, Nüsse, Hülsenfrüchte, Pilze, ... darunter verschiedene Wildpflanzen. (...) **Der Tannacker ist nicht nur ein Landwirtschaftsbetrieb, sondern zugleich ökologisches und politisches Projekt.**»

Einen Anruf auf dem Tannacker machen, den Besuchstermin auf einen Regentag fixieren, eine Flexicard buchen – und die Reise vom Aargauer Mittelland mit seinen «Vollgas-Biohöfen» – vorbei an noch grösseren Feldern und Ställen – ins Freiburgerland kann beginnen. Nach knapp zwei Stunden steige ich in Rechthalten aus dem Bus, laufe an der Gruyère-Chäsi und der katholischen Kirche vorbei hinauf auf eine Anhöhe. Oben angekommen, schweift der Blick auf das weite, hügelige Sensetal. Es geht wieder hinunter, Nordhang,

Bergzone 1, zu drei kleineren Höfen. Das dritte Höflein ist offensichtlich anders: Eine Hecke, senkrecht vom Strässlein hoch zum Waldrand verlaufend, bildet die Grenze zum Nachbarn, neben dem Weg zum Hof ein breiter Blumenwiesensaum mit Obstbäumen, eine gartenähnliche Anlage mit hohen Astzäunen (gegen Rehe, wie mir Jann später erklären wird), ein paar Kompostmieten. Ich bin auf dem Tannacker angekommen und kann mich Jann Krättli und Nadia Ruchti vorstellen.

(Soziologie + Gemüsebau) · Hebamme + FreundInnen / Stadt ≈ Tannacker

Die Reise, jetzt in der Erzählung, geht weiter: nach Chur, wo Jann aufwuchs (das hört man nicht mehr), mit 20 Jahren nach Bern zog, um Soziologie zu studieren, um sich in linker Politik und überhaupt mit Menschen zu engagieren. Er leistete Zivildienst, begann sich dafür zu interessieren, woher das Essen kommt und merkte, dass er lieber draussen als drinnen arbeitete. Er schnupperte auf ein paar Höfen und begann mit 30 Jahren eine Gemüsegärtnerlehre auf dem Birsmatthof der Agrico in Therwil. Nadia, die sich gerade daranmacht, im «Lebensmittel-Produktionsraum» Sirup in Dutzende von Flaschen abzufüllen, arbeitet auch als freiberufliche Hebamme und lebt einen Teil der Woche in Bern. Sie wird irgend-

einmal Jann kennengelernt haben, und irgendwann einmal wird Jann von Nadias Grossmutter erfahren haben, die auf dem Tannacker gelebt hat. Und so kann man heute auf der Homepage lesen: **«Den Tannacker als Betrieb und Projekt führen Nadia und Jann gemeinsam: mit gemeinsamer Ökonomie und Gleichberechtigt.»** Angefangen hat das Projekt zu dritt, mit Anja war noch eine zweite Gemüsegärtnerin auf dem Tannacker. Sie ist inzwischen wieder in die Stadt zurückgekehrt. Der Tannacker suchte danach eine zweite Fachperson, fand sie immer wieder für kurze Zeit und wartet nun auf jemanden mit grünem Daumen, der oder die länger bleiben möchte.

Obwohl die Spezialkulturen-Fläche nur etwa ein Drittel des Betriebes ausmacht, erfüllt der kleine Betrieb mit arbeitsintensivem Gemüse-Obst-Beeren-Anbau die für die Direktzahlungsberechtigung entscheidende Untergrenze nach Standardarbeitskraft (SAK). Damit werden die ökologischen Leistungen bei der Pflege von Hecken, Obstbäumen, extensiven Wiesen, die auch in einen Vernetzungsvertrag aufgenommen sind, von Bund, Kanton und Gemeinde «entschädigt». Natürlich sagt die theoretische SAK-Zahl nichts über die tatsächliche Arbeitsbelastung aus. Für Nadia und Jann ist es viel «Büetz», sie hoffen aber, dass es mit jedem weiteren Tannacker-Jahr durch ihre wachsende Erfahrung einfacher wird. Für eine tage- oder monatweise Mithilfe melden sich immer wieder Leute im Tannacker, oft suchen sie einen Ausgleich zu ihrer «Kopfarbeit». Der Kontakt entsteht häufig auf dem Markt in Fribourg, dem wichtigsten Verkaufsort für die Erzeugnisse des Hofes. **Ihren Freundeskreis informieren Nadia und Jann via Homepage und E-Mail über die Aktivitäten auf dem Hof. Und dann gehts zum Tannackertippen mit 10 bis 25 HelferInnen.** Wer will, kann im Wohnwagen oder in der Jurte übernachten.

Soziale Landwirtschaft mit politischer Haltung

Der Landwirtschaft nicht gerade zuträglichen Lage des Tannackers wurde mit dem Verarbeiten der Pflanzen und Früchte ein Schnippchen



Lebensmittel aus biovegane Landwirtschaft, hergestellt mit viel Idealismus und Herzblut: Jann Krättli und Nadia Ruchti auf dem Markt in Fribourg.

Foto: Martine Wolhauer

geschlagen. Verschiedene Senfe, Konfitüren (pardon: Fruchtaufstriche), Sirupe, getrocknete Kräuter, Sauerkraut, Spezialitäten wie Löwenzahnknospen in Essig, Tannenspitzenlatwerge und Wildkräuter-Pestos lassen sich auch dann herstellen und verkaufen, wenn es draussen nicht wächst. Die Lebensmittel sind alle schön verpackt, die Etiketten wurden von einer befreundeten Grafikerin ansprechend gestaltet. Sie hat das Kunststück fertig gebracht, neben den vielen obligatorischen Informationen immer noch Platz für ein paar Sätze unterzubringen, die das Lebensmittel und seine Herstellung «persönlich» machen. **Ob man es wahrhaben will oder nicht: Wie ökologisch und mit welcher Haltung ein Lebensmittel erzeugt wurde, sieht man ihm nicht an, das muss man irgendwie «kommunizieren».**



Dazu liest man auf der Homepage: «Den Gegensatz zwischen Produktion und Ökologie versuchen wir zu überwinden, wie auch den Gegensatz zwischen Nutz- und Wildpflanzen. Die Felder und Beete sind klein strukturiert, in Mischkulturen organisiert und mit den Ökobilanzflächen sinnvoll verbunden. Wir betreiben eine kleinräumige Landwirtschaft, mit wenig Maschinen und vor allem in Handarbeit – ganz im Sinne des Weltagrarberichts von 2009, der die kleinbäuerliche, wenig mechanisierte Landwirtschaft als Schlüssel zu einer nachhaltigen Landnutzung betrachtet. (...) Um gesunde Kulturen zu erhalten, verwenden wir robuste, resistente Sorten, die sich im Bioanbau bewähren und setzen mit der Gestaltung der Flächen auf ein ökologisches Gleichgewicht und damit auf die Förderung von Nützlingen. Wir arbeiten mit einer Vielfalt an Sorten, um unterschiedliche Eigenschaften zu erhalten, unter den Sorten sind auch viele alte erhaltenswerte von ProSpecieRara. Ausserdem verzichten wir auf die im Gemüsebau üblichen Hybriden, verwenden also samenfeste Sorten, die weiter vermehrt werden können.»



Die viele Handarbeit erfordert manchmal zusätzliche helfende Hände: FreundInnen des Tannackers in der Mittagspause vom Tannentriebepflücken. Unten: Mischkulturanbau auf dem Tannacker, zum Beispiel Knoblauch und Barbarakraut.

Fotos: Markus Schär

Jann hielt im Café Décroissance in Basel Ende Februar einen Vortrag über «seine» biovegane Landwirtschaft. Es widerstrebt ihm, eigentlich freie Tiere an den Menschen zu binden, sie zu «Haustieren» zu machen und sie töten zu müssen. Er findet Tierhaltung nicht nötig, das Gras seiner Ökowieden kann er auch selber mähen, kompostieren und wieder als Dünger ausbringen. Den Vortrag hat Jann gerne gehalten, auch wenn ihm ökologische und soziale Themen wie z. B. Klimawandel und Artensterben, Alternativen zum Kapitalismus, Rechte

von MigrantInnen und feministische Anliegen wichtiger sind als die Verbreitung des biovegane Landbaues. **Und neben all dem Beackern des Tannackers und der riesigen, steinigen «Feldern» der Welt darum herum sind Nadia und Jann genug weise zu schreiben: «Ebenso ist ein Ziel des Tannackers, neben der schönen Arbeit in diesem intensiven Sektor Zeit für anderes zu finden. Zeit für die Hängematte, Kultur, Feste...»** Ja, das Gleichgewicht zwischen arbeiten, ruhen und feiern, das müssen wir Menschen suchen und finden...

Für mich war die Reise auf den Tannacker ein Einblick in eine für mich ungewohnte Form

des Bauerns, ein Einblick in eine «soziale Landwirtschaft». Das Projekt Tannacker, eine kleinbäuerliche, wenig mechanisierte Landwirtschaft neu zu gründen, braucht viele Menschen von aussen, die den Hof in irgendeiner Weise unterstützen. Dieses Beziehungsnetz muss als Boden zuerst einmal aufgebaut und dann kultiviert werden. Dazu gehört auch eine Bescheidenheit in materiellen Ansprüchen. Neben dem Bauern mit der Natur, ist die zweite Begabung von Jann und Nadia das Bauern mit Menschen. Sie hängt irgendwie mit dem Reisen zusammen: sich immer wieder einstellen auf Neues, auf neue Beziehungen, zurücklassen des Vergangenen, leben in verschiedenen Welten. ●

Die Kirche im Dorf lassen!

Maria Vogt.¹ Vorneweg eine kleine Episode aus dem Vorjahr: Wir, eine Bäuerin und ich, nehmen an der Tagung des Ökosozialen Forums Österreich teil. Es sind wenige Frauen, sehr viele junge Männer und das «Who is Who» der österreichischen Agrarszene anwesend. Agrarlandesrat und Bauernbundpräsident erklären, wohin es in Zukunft in der Landwirtschaft gehen wird und damit auch mit den Bauern und Bäuerinnen: Produktionssteigerung, Wettbewerb, gezielter Pflanzenschutz, verstärkter Maisanbau, es sind bald zehn Milliarden Menschen zu ernähren – aber auch 100-prozentige Ökologisierung und das Problem des Flächenverbrauchs für Bau, Verkehr,...

Da werde ich hellhörig. Und nachdem sich abschliessend niemand zu Wort meldet, schiesst meine Hand hoch, um nachzufragen. Ich nenne ein paar Probleme beim Namen, wie Autobahnbau und zu hohe Nitratwerte im Grundwasser in meiner Region. Und wie denn das gemeint sei, mit der Ökologisierung? Es folgen keine Antworten auf meine Fragen, sondern eine Tirade an Vorwürfen: «Ihr schon wieder! (Damit ist die ÖBV-Via Campesina gemeint.)

Müsst ihr immer alles madig machen! Man muss die Kirche im Dorf lassen!» Selbstverständlich kommt dann Applaus von einer Menge im Saal. Aber in der Pause klopfen uns auch einige Männer auf die Schulter: «Gut habt ihr das gemacht! Das gehörte einmal gesagt...»

Lange Schatten

Der Kirchturm, in dessen Reichweite man und frau sich bewegen sollten, wird hier zum bedrohlichen Zeigefinger der Hierarchie und des Machtanspruchs. Wo kämen wir denn hin – eben weg – wenn da einfach alle sagen würden, was sie meinen. Oder sich gar ein eigenes Bild von der Situation machen täten. Das stumme Einverständnis der Teilnehmenden erlebte ich als weit schmerzlicher, als die Reaktion der Agrarier. Dass sie diese aufmüpfigen Bäuerinnen vor der Versammlung zurechtweisen

und sich auf keine Diskussion einlassen, ist schlimm. Aber warum stehen da nicht mehr Bauern und Bäuerinnen auf, um ihre Sicht darzulegen, zu hinterfragen, aufzubegehren? Sind es noch die alten Abhängigkeitsmuster von Grundherrn, Bürgermeister, ...? Bestimmen das «Dazu-gehören-Wollen», die soziale Kontrolle in Dorf und Region das Nicht-Handeln? **Ist das Fremdbestimmt-Werden einfacher, weil man die Verantwortung dann nicht übernehmen muss – und auf die PolitikerInnen schimpfen kann?** Oder war es einfach sowieso immer so, und warum also soll man sich die Mühe antun gegen Windmühlen ins unbekannte Feld ziehen?

Aufbrüche, Umbrüche, Abbrüche

Begleitet vom Frauenarbeitskreis der Österreichischen Berg- und Kleinbauern und -Bäuerinnen Vereinigung (ÖBV) konnte ich als junge Frau gemeinsam mit meinem Mann Franz einen eigenen Weg finden. Zwar verstanden vermutlich viele im Dorf nicht, wie und von was wir mit so einem kleinen Hof leben konnten, und sicher wurde das alles auch beredet und sich drüber lustig gemacht. Aber mit der Zeit ist auch die Neugierde und das Stau-

nen anderer BäuerInnen gewachsen. Nachdem wir auch einige Jahre in Südamerika gelebt und gearbeitet hatten, waren wir sowieso – irgendwie – anscheinend anders. Eine gewisse Sonderstellung machte es uns leichter, die eigenen Standpunkte und Visionen zu vertreten und umzusetzen. Mit dem Zuzug von Menschen aus Stadt und anderen Ländern hat sich der Blick auf die Landwirtschaft und der Zuzug verändert.

Die Menschen in der Region schätzen die Möglichkeiten der regionalen Lebensmittelversorgung ab Hof immer mehr.

Heuer haben wir gemeinsam mit einem anderen Biohof die Initiative «Bio-Stammtisch» gestartet. BiobäuerInnen und KonsumentInnen treffen sich einmal im Monat im Dorf, um auszutauschen, sich zu vernetzen, Höfe zu unterstützen, Projekte zu entwickeln – kurz: um eine lebendige Landwirtschaft und Ernährungssouveränität zu gestalten. **Das Aufbrechen der starren Muster: Ich produziere als Bäuerin, du kaufst als Konsument, wird abgelöst von einer Begegnung auf Augenhöhe mit dem Ziel, die Höfe und die regionale Versorgung mit Nahrungsmitteln zu erhalten.**



Maria Vogt als Agrarpolitikerin im Kabarett «Die Miststücke» erklärt den Bäuerinnen ihre Rolle in der Gesellschaft – wie so vieles im Kabarett, von der Realität abgekupfert.

Foto: zVg von «Die Miststücke»

¹ Die Autorin ist Biobäuerin im Weinviertel (Österreich), Mitglied der Bäuerinnenkabarettgruppe «Die Miststücke» und grüne Gemeinderätin.

² 2007 fand in Mali ein internationales Forum für Ernährungssouveränität mit dem symbolischen Namen Nyéléni statt, dem Namen einer Malischen Bäuerin. Im Anschluss hat das Forum die «Erklärung von Nyéléni» verfasst, auf die sich ernährungspolitisch aktive Gruppen weltweit beziehen. Die Autorin meint hier mit «Nyéléni» eine Zusammenarbeit von Attac Österreich, ÖBV-Via Campesina Austria und FIAN auf der Grundlage dieser Erklärung.

Besonders freue ich mich über die vielen jungen Männer und Frauen, die sich im Rahmen von Nyéléni² engagieren und mit einer ansteckenden Lust auf Veränderung mein Interesse an Entwicklung wachhalten. Vor kurzem fand das Österreichische Forum für Ernährungssouveränität Nyéléni statt, wo interessante Vernetzungen stattfanden, Standortbestimmungen gemacht und Ideen für Projekte der solidarischen Landwirtschaft und der Gemeinwohlökonomie ausgetauscht und weiterentwickelt wurden.

Den Kirchturm auf die Spitze stellen

Oder wir drehen den Spiess einfach um und verwenden die missliche, verfahrenere, oft frauenfeindliche Agrarpolitik und die schwierige Situation auf den Höfen als Grundlage für ein Bäuerinnenkabarett. Nach dem Motto: nicht wegwerfen – sondern recyceln. Wir, sechs Bäuerinnen, eine Managerin und eine Regisseurin, setzen uns nun schon seit 15 Jahren intensiv mit unserem Alltag in der Landwirtschaft auseinander, erarbeiten Szenen, die dann auf die Bühne kommen. **Wie Spiegel halten den BesucherInnen damit quasi den Spiegel hin, KonsumentInnen und BäuerInnen erkennen sich darin wieder, als Opfer, als TäterInnen – und lachen trotzdem (oder gerade deswegen?).**

Bei unseren Szenen ist es uns immer auch wichtig, den Status einer handelnden Person und dessen Veränderungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Wir verstehen unser Kabarett als Bildungsarbeit, mit dem Wunsch, bei den ZuschauerInnen einen Prozess in Gang zu bringen: z. B. über die eigene Situation nachzudenken; ein klärendes Gespräch am Hof, in der Familie, mit dem Nachbarn zu führen; oder gar bei der nächsten Bauernversammlung aufzustehen und die Meinung zu sagen.

Für uns Kabarett spielende Bäuerinnen ist es eine Möglichkeit, sich lustvoll und mit viel Lachen den unliebsamen Themen Generationenkonflikt, Mann-Frau-Beziehung, Agrarpolitik, Auswüchse der Bürokratie usw. zu stellen – Psychohygiene inbegriffen.

Einer meiner «geilsten» Auftritte im Kabarett ist jener als Agrarpolitiker, der den Bäuerinnen erklärt, wo's lang geht! Ach ja: **Wir nennen uns «Die Miststücke». Und eines unserer Stücke heisst «Ausser Kontrolle».** Also seid gewarnt, wenn wir mal den Sprung über die Grenze machen... ●

Der neue Bioforum-Geschäftsführer: Lukas van Puijenbroek

Ist Ihr Blick gerade bei meinem Bild mit Sense und Tochter hängen geblieben? Das ergibt wohl einen ersten Eindruck. Um mein bildliches Porträt zu ergänzen, erlaube ich mir, mich selbst mittels Interview zu meiner Person zu befragen.

Imaginärer Moderator: Guten Abend, Lukas van Puijenbroek. Komischer Name, woher kommt denn der?

Lustig, dass ich oft auf meinen Namen angesprochen werde. Aber ich lasse die Katze aus dem Sack: Der Name ist niederländisch und kommt von väterlicher Seite. Geboren bin ich allerdings in der Schweiz.

Alter und so?

Nun, ich habe bereits meine 37 Lenze auf dem Buckel, bin im städtischen Winterthur gross geworden, war viel auf Reisen. Meine berufliche Karriere habe ich als Kaufmann in einem Drei-Personen-Betrieb bei der Allgemeinen Plakatgesellschaft in Frauenfeld gestartet. Seit zwei Monaten wohnen meine Frau und ich mit unserer herzallerliebsten zehntonatigen Tochter in Meilen.

Kaufmann? Ich habe gehört, dass du ein sozialpädagogisches Studium gemacht hast. Wie bist du zur Landwirtschaft gekommen?

Genau in dieser Reihenfolge. Bei meinen zwei ersten Ausbildungen hat mir immer etwas gefehlt: Als Kaufmann mit den vielen Briefen im Back Office fehlte mir der Kontakt zu den Menschen, als analytisch denkender Sozialpädagoge das Anpacken mit den Händen. Als sich mir die Möglichkeit bot, später auf dem stillgelegten Hof meines Grosseonkels Landwirtschaft zu betreiben, hab ich mich auf eine dritte Ausbildung eingelassen: die Bauernlehre. **Beim Bauern hab ich das gefunden, was schon Pestalozzi propagierte: Am besten ist es noch immer, wenn Kopf, Hand und Herz zusammen das gleiche tun.**

Wie ist deine Traum-Landwirtschaft ausgestaltet?

Die geht in Richtung Vertragslandwirtschaft: mit ansässigen Menschen biologische Lebensmittel herstellen. Ich glaube an die Zukunft von kleinen Strukturen. Bauern mit einer mehrheitlich händischen Kultur, in welcher der Gemeinschaft und guter Nahrung einen hohen Stellenwert beigemessen wird. Durch die Fokussierung aufs Regionale ist mir aber auch der Blick auf die Welt sehr wichtig. Im Sinne der Ernährungssouveränität müssen auch die Menschen in anderen Ländern selber über ihre Lebensmittelversorgung entscheiden dürfen. ●



Training für die Handmähmeisterschaft oder Ausgleich zum Back Office des Bioforums?

Foto: Jeannine van Puijenbroek

Träumen darf man ja. Trotzdem die Frage: Bist du ein unverbesserlicher Idealist?

Ich hoffe, dass ich als neuer Geschäftsführer des Bioforums Schweiz dazu beitragen kann, dass solche Visionen vermehrt gelebt werden können. Auch wenn ich merke, dass nicht alle in meiner Umgebung so denken wie ich, ist es mir wichtig, im Austausch zu bleiben, miteinander einen Weg zu gehen und selber eine zukunftsfähige Landwirtschaft umzusetzen. Ich sehe das Bioforum als eine Plattform, die solche Gedankengänge fördert und bei ihrer Umsetzung unterstützend sein kann.

Wohin geht deine Reise in deinem beruflichen Umfeld?

Ein Standbein wird das Bioforum sein, für welches ich zu 25% angestellt bin. Die andere Zeit verwende ich mit meiner Frau darauf, eine solidarische, vielfältige gemüse- und fruchtreiche Vertragslandwirtschaft auf dem Land meiner Vorfahren aufzubauen. Ich sehe dieses Projekt in Zusammenarbeit mit den BewohnerInnen in der Umgebung. Es soll ein Ort werden, an dem man sich trifft und der fürs Soziale eine wichtige Rolle einnehmen kann.

Wie fühlst du dich jetzt, wo das Interview vorbei ist?

Spassig, sich selbst zu interviewen. Da kommt man genau auf den Punkt. Schade, dass es schon fertig ist. Es war gut, mir wieder mal Gedanken zu machen, wo ich stehe und was meine Pläne sind. ●

Zur tieferen Wahrnehmung der Landwirtschaft

Jakob Weiss. Mit einer Auflage von 31 000 Exemplaren erscheint viermal pro Jahr die Zeitschrift «Impact» der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW). Ganz ähnlich wie «Kultur und Politik» regelmässig ein Hofporträt bringt, werden im «Impact» die Laufbahnen erfolgreicher Alumni, also ehemaliger Studierender, beschrieben. In der Dezembernummer 2013 wird M. S. porträtiert. Vorn im Inhaltsverzeichnis steht als Kurzfassung: «Vom elterlichen Bauernhof zu einem US-Technologiekonzern: Der Biotechnologie-Absolvent schaffte eine Bilderbuchkarriere.»

Aus dem Text zitiere ich einige Stellen: «Er strahlt und ist mit sich und der Welt zufrieden. 35 Jahre alt, leitet M. S. seit zwei Jahren die Bioprocess-Systems-Engineering-Sparte des amerikanischen Life-Science-Konzerns. **125 Mitarbeitende führt er auf drei Kontinenten und jettet in der Welt herum. Dabei dachte er einst, den väterlichen Bauernhof mit seinen 20 Hektaren Land und einem 100 000 Liter umfassenden Kontingent zu**

übernehmen.» Im Folgenden werden seine Ausbildung und sein Aufstieg resümiert, seine Führungsgrundsätze kommen zur Sprache – und M. S. tut nicht nur das Richtige, sondern hat auch Glück. Der Konzern will nämlich den biologischen Abbau des von Novartis entwickelten Herbizids Atrazin besser verstehen lernen, M. S. macht sich an die Arbeit: «M. S. hatte Glück. Aus einer Auswahl von rund 40 genmodifizierten E. coli-Bakterien [...] wählte er just jene drei aus, unter welchen eines die gesuchte Reaktion aufwies.» Dieses Glück bringt ihn, und den Konzern, weiter. Nach der Übernahme der «globalen Verantwortung des Biopharm-Engineering-Bereichs» durch M. S. ist der Umsatz 23-mal grösser geworden als noch zur Zeit seiner Einstellung. Und wie schon erwähnt, ist M. S. jetzt viel unterwegs, es kommen jährlich 100 000 Flugmeilen auf sein Konto. Die Legende unter dem Bild des Glücklichen verrät uns schliesslich noch: «M. S., Vater von zwei kleinen Kindern, hat nicht nur einen neuen Karriereweg entdeckt, sondern auch seine Frau kennengelernt.»

Man ist begeistert oder sprachlos ob der Schilderung dieses beruflichen Werdegangs, je nachdem, ob man den Text mit oder gegen den Strich liest. Eines muss ich aber klar machen: Es geht mir beim Lesen gegen den Strich nicht um Kritik an einem Menschen oder seinen beruflichen Interessen. Auch der Hochschule gilt kein Vorwurf.

Es geht lediglich darum, das zum Vorschein kommende Unbewusste und die darin aufscheinenden Vorstellungen und Werthaltungen deutlich zu machen. **Gerade weil der Artikel ganz und gar nicht über die Landwirtschaft berichten will, sagt er sehr viel aus über den gesellschaftlichen Stellenwert der Landwirtschaft.** Dieser Einzelfall scheint mir sogar aussagekräftiger zu sein als manche Studie, die «repräsentativ» belegen möchte, wie das Bewusstsein der KonsumentInnen für biologische Lebensmittel stärker werde oder die Sorge um die natürlichen Ressourcen am Steigen sei.

Auch mir ist das Glück hold. Das eigentliche Hauptthema dieser «Impact»-Ausgabe ist nämlich ein Dossier über Kinder und Jugendliche. Es trägt den Untertitel: «Wo dürfen Kinder noch Kinder sein? Die Leistungsgesellschaft und ihre Jüngsten zwischen Überförderung und Benachteiligung.» Wahrlich ein brennendes Thema, dem man heute nicht genug Aufmerksamkeit schenken kann, auch mit Blick auf die nicht mehr Jungen. Ich muss mich jetzt aber auf ein Detail beschränken und kann auch weitere interessante Querverbindungen in diesem Heft nicht verfolgen. Zwölf Kinder im Alter zwischen 10 und 13 Jahren werden nach ihren Berufswünschen gefragt. Es tauchen der Arzt, die Lehrerin, der Pilot, die Archäologin und andere auf. Besonders beeindruckt haben mich – nach dem Text über die befreiende Karriere weg von Scholle und Bauernhof – die Aussagen des 11-jährigen R. K.: **«Ich möchte Landmaschinenmechaniker werden. Mein Grossvater hat einen Bauernhof. Da durfte ich schon oft mit dem Traktor mitfahren. Noch lieber würde ich Bauer werden. Aber damit kann man heute kein Geld verdienen.»**

Es gäbe ihn also noch, den Wunschberuf Bauer. Doch unsere Gesellschaft will zutiefst etwas anderes. ●



Werthaltungen sind nicht ohne Weiteres bildlich darstellbar. Dieses Bild stammt aus dem GVS Agrar Magazin, welches der UFA Revue beigelegt wird. Deren Auflage ist mit rund 75 000 Exemplaren höher als die Anzahl Bauernbetriebe in der Schweiz und prägt die landwirtschaftliche Mentalität. Das Bild ist die Illustration für einen Text, in dem die Errichtung einer Produktions- und Vertriebsstätte für Landtechnik als Meilenstein gefeiert wird. Es erscheint mir als klarer Ausdruck für eine Wirtschaft, der die Landwirtschaft (altmodisch der «primäre Sektor» genannt) nicht wichtig ist – obwohl sie in diesem Fall von ihr lebt. Der «primäre» Arbeitsplatz ist nicht mehr jener des Bauern, sondern der von industriell Beschäftigten. Zugespitzt formuliert: Die Landwirtschaft zieht sich hier selber den Boden unter den Füssen weg. Und feiert es als Fortschritt.

Foto: Jakob Weiss

Hand und Fuss

Es braucht mehr Hirn mehr Hände und mehr Herzen
weil seelenloser Frass macht denkfaul träg und stumm
Demokratien können so was nicht verschmerzen
Passivität haut auch die beste Staatsform um

Die Industrie kann unsre Schöpfung gar nicht pflegen
Roboter rauben der Natur den letzten Schnauf
was auf den Teller kommt von dem hat gar kein Leben
es stopft dich voll und füllt dir bloss den Magen auf

Aus Menschen stanz die Technik arbeitslose Wesen
treibt viele in den Stress dann in die Depression
die freie Marktwirtschaft mit ihrem Eisenbesen
besorgt den Rest mit blauen Briefen Spott und Hohn

Es braucht mehr Hirn mehr Hände und mehr Herzen
die Nahrungsindustrieproduktepanscherei
die führt zu Kopf- und Bauch- und auch zu Rückenschmerzen
mit Vollgasmassenhaltung ist es jetzt vorbei

Es braucht wieder Menschen die mit Herz und Hirn und Händen
so bauern dass Natur auch morgen Blüten treibt
dann werden Sonne Wind und Regen alles wenden
auf dass der Boden für die Enkel fruchtbar bleibt

Gedicht und Einähre aus Wegwerfhufeisen:

Jakob Alt



Heilsversprechen aus dem Legoland

Im ihrem Buch «Irrweg Bioökonomie» beleuchten Franz-Theo Gottwald und Anita Krätzer kritisch, wie alles Leben zu Geld gemacht wird.

Thomas Gröbly. Die Endlichkeit von fossilen und mineralischen Rohstoffen ist als Input-Problem auch in «der Wirtschaft» angekommen. Um am industriellen Wachstumsmodell festhalten zu können, wird nach neuen regenerierbaren Stoff- und Energiequellen gesucht. In jüngerer Zeit wird daher eine Ära der Bioökonomie propagiert und prophezeit. Die Bioökonomie basiert auf der Nutzung von biologischen Ressourcen wie Pflanzen, Tieren und Mikroorganismen. Alle fossilen Rohstoffe sollen zukünftig durch biologische ersetzt werden. **Die Bioökonomie will alle Tätigkeiten der Medizin, der Land- und Energiewirtschaft sowie der chemischen Industrie an der Natur ausrichten und «grün» wachsen.** Die VertreterInnen der Bioökonomie versprechen uns Antworten auf die globalen Herausforderungen der Menschheit.

Meine erste Reaktion: Sehr gut – die Wirtschaft richtet sich an den Grundprinzipien der Biologie aus: Sparsamkeit, Effizienz, Nachhaltigkeit, Kreisläufe und Gleichgewicht zwischen Wachsen und Absterben. Die Verheissungen der Bioökonomie sind verführerisch und lassen Zweifel aufkommen: Sie löse alle Probleme; Essen, Energie und Ressourcen werden in Hülle und Fülle zur Verfügung stehen; der Umweltverschmutzung werde ein Ende gesetzt; und ein langes, gesundes Leben sei gesichert. Nebenbei wachse die Wirtschaft und die Arbeitslosigkeit gehe zurück. Fliessen nur genügend Forschungsgelder, verspricht eine Allianz aus Industrie, Grossinvestoren, Politik und Forschung mit der «grenzenlosen kommerziellen Nutzung allen Lebens» diese Verheissungen einzulösen.

Bioökonomie als Irrweg

Ein totalitärer Ansatz, der alles Leben zur Ware macht und die Natur als «Selbstbedienungsladen» und als «Legoland» sieht – so lautet die Kritik von Franz-Theo Gottwald und Anita Krätzer in ihrer Streitschrift «Irrweg Bioökonomie». Damit würden die Prinzipien der Vorsorge, der Verantwortung, der Generationengerechtigkeit und der Biodiversität verletzt. **Pflanzen werden gentechnisch den veränderten Klimabedingungen, den zerstörten Böden sowie an Pestizide angepasst, anstatt**

dass eine umweltgerechte Landwirtschaft gefördert wird. Die synthetische Biologie baut massgeschneiderte, optimierte Lebewesen im Labor. Zivilisationskrankheiten werden mit Genscreenings, Functional Food und individuell abgestimmten Medikamenten behandelt. Es seien «Vergewaltigungsversuche an der Natur» und eine «masslose Selbstüberschätzung» mit unberechenbaren Risiken, kritisieren Gottwald und Krätzer. Bioökonomie nennt sich «wissensbasiert». Der Autor und die Autorin bezeichnen das «angesichts der zahlreichen ungewollten Nebenwirkungen und Fehlschlägen der Gentechnik sowie der Schneisen der Verwüstungen, die die Agrarindustrie bisher hinterlassen hat, bestenfalls ignorant.»

Die Bioökonomie geht von einem mechanistischen Menschen- und Naturbild aus. Wird in die komplexen Lebensprozesse eingegriffen, so Gottwald und Krätzer, werden deren Selbstheilungs- und Selbstregulierungsfähigkeiten zerstört. Die Bedrohung unserer ökologischen Existenzgrundlagen werde zunehmen, Demokratie weiter abgebaut. Konzernmonopole werden abermals gestärkt und alternative Wege verbaut. Die Allianz hat sich mit geschicktem Lobbyieren unglaubliche Summen an Forschungsgeldern gesichert. In Deutschland stehen für die nächsten drei Jahre 2,4 Milliarden Euro zur Verfügung. Als «Weg ohne Alternative» werde versucht, jede Kritik und Debatte zu unterdrücken, schreiben Gottwald und Krätzer.

Sprache prägt Werte

Die im Buch präsentierten Fakten sind gut recherchiert, die Argumente plausibel. Es ist ein wichtiges Buch, welches nicht vor Fragen der Macht und des Machtmissbrauchs zurückschreckt. Es enthüllt die gewalttätige Systemlogik, wonach man im «Legoland» nach Belieben Leben manipuliert und mit einem Preisschild versieht. Weder Wohlstand für alle, noch Zukunftsfähigkeit oder langfristige Resilienz sind im Blick der Bioökonomie, sondern eine Profitorientierung, welche nicht davor zurückschreckt, Saatgut, Gene, Land oder Wasser zu privatisieren. **Was viele der Probleme geschaffen hat, wird neu verpackt im Gewand der Bioökonomie als Lösung präsentiert.**

Die Fokussierung auf die Landwirtschaft könnte man als Schwäche des Buches sehen. Zu den medizinischen und chemie-industriellen Aspekten der Bioökonomie erfährt man wenig. Es wäre schön, hierzu eine ebenso kluge Analyse zu erhalten. An einer Stelle sind die Autorin und der Autor in die eigene Falle getappt. Sie fordern einen neuen Umgang mit der Sprache, welcher die Natur nicht auf den Nutzen reduziert. Die Umbenennung von Lebewesen wird als rhetorisches Mittel beschrieben, «um so seine Ausbeutung zu rechtfertigen und jedes Mitgefühl mit ihm auszulöschen». Als Beispiel wird das «Nutztier» genannt. Einige Seiten weiter hinten ist dann aber von alten «Nutztierrassen» die Rede, die «sozial, ökologisch, kulturell und ökonomisch attraktive Zukunftsperspektiven» eröffnen. Unsere Sprachgewohnheiten sitzen tief, und so ist dieser Ausrutscher verzeihlich.

Ich habe das Buch mit grossem Gewinn gelesen. Es endet nicht bei der Kritik, sondern bietet wertvolle Hinweise, was jede und jeder von uns tun kann. **«Irrweg Bioökonomie» ist ein wichtiges Plädoyer dafür, die Heilsversprechen aus dem «Legoland» zu hinterfragen und eine längst fällige und existenziell notwendige Debatte zu führen.** Die Streitschrift beleuchtet die kalte, totalitäre Logik der Bioökonomie und macht Mut, sich einzumischen. ●



Franz-Theo Gottwald, Anita Krätzer (2014): **Irrweg Bioökonomie – Kritik an einem totalitären Ansatz.** Edition unseld, Berlin.

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

HiPP

Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.

Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion



CO₂-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter www.hipp.ch

Vom 20. bis 22. Juni 2014 findet in Zofingen der traditionelle Bio Marché statt.

Wie gewohnt finden bei dieser Gelegenheit der Biogipfel und die Hauptversammlung des Bioforums statt.

14. Biogipfel

**Samstag, 21. Juni 2014,
10.30 bis ca. 13.00 Uhr, Rathaus Zofingen**

«Aus gutem Grund – gesundes Essen beginnt im gesunden Boden»

Der Biogipfel 2014 kommt «auf den Boden» und geht dabei der Frage nach, inwiefern ein gesunder, lebendiger Boden Voraussetzung und Grundlage für gesunde Lebensmittel ist.

Mit **Friedrich Wenz** konnte das Bioforum Schweiz einen pionierhaften Biobauern als Referenten gewinnen, der in den letzten Jahren intensiv an der Entwicklung und Praxistauglichkeit **pflugloser Bodenbearbeitung** gearbeitet hat.

Friedrich Wenz hat mit Bodenforschern, Ernährungsspezialisten und Herstellern von Bodenbearbeitungsmaschinen zusammengearbeitet und einen Ansatz entwickelt, der dem hochkomplexen und sensiblen «System» Boden gerecht zu werden versucht. Sein Erfolg bemisst sich nicht nur am Bodenertrag, sondern insbesondere an einer umfassend **gesunden Ernährung** von Mensch und Tier.

Programm:

- 10.30 bis 10.45 Uhr:
Begrüssung und Einführung
- 10.45 bis 11.45 Uhr:
Referat Friedrich Wenz
- 11.45 bis 13.00 Uhr:
Diskussion mit dem Referenten

Anschließend Apéro im Rathausgarten

14.00 bis 15.00 Uhr: Buchpräsentation «**Jenseits der Blattränder. Eine Annäherung an Pflanzen**» von Florianne Koechlin (Hg.). Mit Gertrud Fassbind, Martin Ott, Patrick Tschudin und Thomas Gröbly.

Hauptversammlung 2014

**Samstag, 21. Juni 2014,
15.30 bis ca. 16.30 Uhr, Rathaus Zofingen**

Traktanden:

1. Protokoll der HV vom Juni 2013
2. Jahresbericht des Interimspräsidenten
3. Jahresrechnung 2013*
4. Wahlen: Interimspräsident Martin Köchli zum Präsidenten
5. Budget 2014*
6. Tätigkeitsschwerpunkte 2014/2015
7. Verschiedenes

* Jahresrechnung und Budget werden an der Sitzung verteilt.

Der Vorstand des Bioforums Schweiz lädt herzlich zu diesen Veranstaltungen ein.

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 69. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Die Geschäftsstelle des Bioforums hat gewechselt

Neu: Lukas van Puijenbroek
Aebletenweg 32
8706 Meilen
Telefon 076 506 24 48
lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Markus Schär,
Wendy Peter, Nikola Patzel
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:
Christian Gamp, Nikola Patzel,
Wendy Peter, Markus Schär,
Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:
SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:
40 Euro

Layout und Druck:
Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 3/14:
15. August 2014

Für aktuelle Infos:
www.bioforumschweiz.ch

Ich/wir werde/n Mitglied des Bioforums Schweiz. Die Mitgliedschaft beinhaltet das vierteljährlich erscheinende «Kultur und Politik», Einladung zu den Möschberg-Gesprächen und zum Biogipfel mit Fachreferaten.

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
- als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
- als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

E-Mail: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:
Bioforum Schweiz, Lukas van Puijenbroek, Aebletenweg 32, 8706 Meilen